

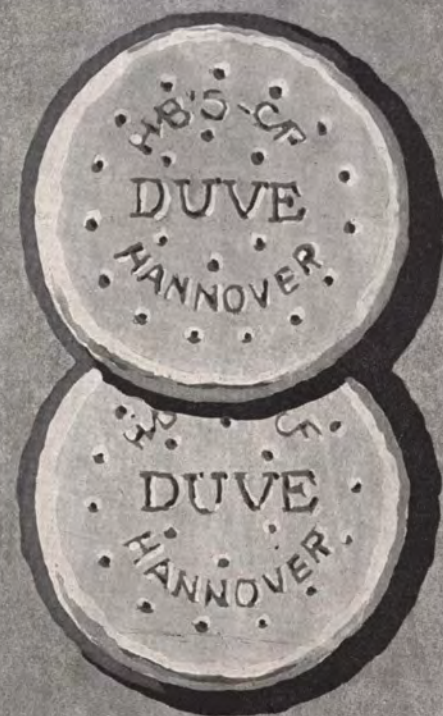
Wawrzek

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

DUVE- BAHLENS ALBERT KEKS



**TET-PAKET
25 PF**

H-BAHLENS KEKS-FABRIK HANNOVER ®

Leipziger Lebensversicherungs- Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

Die Gesellschaft übernimmt gegenwärtig noch
Lebensversicherungen unter Einfluß
der Kriegsgefahr;

**bei Landsturmpflichtigen
ohne Extraprämie.**

Nähere Auskunft erteilt die Gesellschaft u. deren Agenten.



ALTWATER

Gessler's echter
Altwater Liqueur

Alleinige Fabrikation:
Siegfried Gessler, Jägerndorf
Kais. u. Kgl. Hoflieferant.



Eine Zierde jedes Haus-
haltes bildet die

**Pfaff-
Nähmaschine**

Für ihre Vorzüglichkeit
wird jede Gewähr geleistet.
Unübertroffen zum

**Nähen
Sticken und
Stopfen**

Anerkannt mustergültiges
Fabrikat in feinsten
Ausstattung.

**G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik
Kaiserslautern.**

Gegründet: 1862.

Alle **Protector**-Schlösser

tragen diese
Schutzmarke



stets auf den
Schlüsseln!

Glas-Stereoskope
und-Laternenbilder
aus aller Herren Ländern. Aktuell:
Alois Beer, K. u. K. Hof-Photograph, Klagenfurt.

**Meyer's
FREIBURGER
BREZELN**
Brezeln, Feigen, Marzipan, etc.
Brezelfabrik, Fr. Meyer-Marthe, Freiburg (B.) S.O.S.

**„Du bist mein
ich bin Dein“
Crauringe,**
event. ohne Schrift mit Myrthen, Eichen,
u. Rosen-Ornament, Zifferierung aus den
Kunstwerkstätten W. Dreuner, Stuttgart.
Zu beziehen durch alle Juweliere.

BRIEFMARKEN
ZEITUNG 2000 KOSTENFREI
1000 verschiedene Briefmarken 18.8.
ANKAUF-VERSTEIGERUNG
ganzer Sammlungen
M. Kurt Maier Berlin W.B.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3718.

143. Bd.



Eine Heldentat der deutschen Marine: Die Vernichtung der drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ durch das deutsche Unterseeboot „U 9“ unter dem Kommando des Kapitanleutnants Otto Weddigen am Morgen des 22. September 20 Seemeilen nordwestlich von Goef van Holland. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Willy Stöwer.

Felsche Leipzig - Gohlis
Wilhelm Felsche
Königl. Sächs. Hoflieferant
Cacao Chocolate

Das politische Kaufsalz im Weltkriege. / Von Graf E. Reventlow.

Seine Übertreibung nennt man das große Ringen, in welchem Deutschland jetzt um sein Dasein kämpft, den Weltkrieg. Es ist der Weltkrieg, der schon seit so vielen Jahren vorausgesehen, auch in mehr oder minder phantastischen Schilderungen oft im voraus charakterisiert worden ist. Daß dieser Krieg einmal kommen würde, haben in Deutschland jedenfalls wohl alle geglaubt, die sich nicht durch das trügerische Ideal internationaler Völkerverbrüderung und eines daraus sich ergebenden ewigen Friedens blenden ließen. Einig war man sich besonders während der letzten anderthalb Jahrzehnte auch wohl meist darüber, daß der Krieg deshalb mit Notwendigkeit einmal kommen müsse, weil das Wachsen Deutschlands als Kontinentalmacht, vor allem aber als Weltmacht den übrigen Weltmächten unerträglich erschien. Die Worte „Weltpolitik“ und „Weltwirtschaft“ haben in den letzten fünfundsiebzig Jahren das öffentliche und das internationale Leben beherrscht, und mit Recht. Das bekannte Wort des Deutschen Kaisers, die Welt stehe im Zeichen des Verkehrs, hat eine viel weiterreichende Bedeutung, als dieses kurze Wort besagt; nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch. Der Verkehr verbindet nicht nur die Völker, sondern er vermehrt ihre Bedürfnisse und Wünsche und damit ihre Reibungsflächen untereinander. Wie der frühere Reichskanzler Fürst Bismarck einmal treffend sagte, haben die weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Faktoren der Neuzeit eine Schnelligkeit in den Fluß der Begebenheiten gebracht, wie es früher gar nicht denkbar war. Während in der vergangenen Zeit ein Staatsmann seinem Nachfolger die Reibungsfläche übergab und die Art ihrer Behandlung dem einen wie dem andern genau bekannt war, treten heute unvermutet die bedeutendsten Probleme und die gefährlichsten Reibungsflächen in Erscheinung, von denen man gestern überhaupt noch nichts wußte.

Und doch, so wird man sagen, ist dieser große Krieg lediglich aus einem europäischen Festlandsproblem entstanden. Ist das nicht ein schlagender Beweis dafür, daß die alte Europapolitik, die übernommene Festlandspolitik, immer noch den entscheidenden Faktor bildet? Gewiß, auf den ersten Blick besonders möchte niemand das bestreiten: Im vergangenen Juni wurde der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, mit seiner Gattin in der Hauptstadt Bosniens, Serajewo, von Serben ermordet. Österreich-Ungarn forderte von Serbien Sühne und Garantien für die Zukunft. Serbien lehnte die letzteren ab, weil es sich von Rußland, dem erbitterten Feinde Österreich-Ungarns, unterstützt wußte. Serbien mobilisierte, der österreichisch-serbische Krieg begann. Mit Rußlands gutem Willen hätte er sich lokalisieren lassen. Rußland aber machte mobil nicht nur gegen Österreich-Ungarn, sondern auch an den deutschen Grenzen. Das Deutsche Reich sah sich von Tag zu Tag mehr bedroht und stellte schließlich das berühmte Ultimatum in St. Petersburg mit der Forderung, die Mobilmachung rückgängig zu machen. Als das nicht geschah, war der Krieg da. Ein gleichzeitiges Ultimatum Deutschlands an Frankreich, sich zu erklären, ob Frankreich neutral bleiben wolle, blieb ebenfalls ohne Erfolg: auch der Krieg mit Frankreich war da. So weit handelte es sich scheinbar um einen rein kontinentalen Vorgang: Rußland wußte, daß das österreichisch-deutsche Bündnis das Deutsche Reich in dem Augenblick auf den Plan rufen würde, wo ein russischer Angriff auf Österreich-Ungarn erfolgte. In St. Petersburg glaubte man sich aber stark genug, diese Entwicklung ins Auge zu fassen und ihr gewachsen zu sein. Auch in Paris hielt man Rußland für sehr stark, sich selbst glaubte man ebenfalls auf der Höhe, und so trug Frankreich kein Bedenken, an die Seite seines Verbündeten zu treten. Das freilich war keineswegs die Hauptfrage noch eine, sozusagen, formale Folge des russisch-französischen Bündnisvertrages, sondern es stand zwischen den beiden Mächten schon seit langem fest, daß man den Krieg gegen das Deutsche Reich demnächst führen wollte. Man wünschte ihn freilich etwas später wegen einiger Unvollkommenheiten der russischen Rüstungen. Als aber der österreichisch-serbische Konflikt einen so guten Anlaß bot, sagte man schon im Juni den Beschluß loszuschießen, das Deutsche Reich aber mit beruhigenden Versicherungen hinzuhalten, bis in der Stille die russische und die französische Mobilmachung fertig seien. Das gelang nicht, weil das Deutsche Reich sich nicht dämpfen ließ, sondern die Gefahr erkannte. Diese scheinbar so einfache und zwingende Entwicklung vom Fürstentum in Serajewo bis zum Ausbruch des europäischen Krieges bedeutet tatsächlich aber nur einen Schein. In Wirklichkeit wurde sie nicht durch europäische Festlandskonflikte, nicht durch die Konsequenzen der Bündnisverträge zwingend bestimmt, sondern durch die Inselmacht Großbritannien.

Großbritannien hatte seit zehn Jahren mit Frankreich politische und militärische Vereinbarungen tatsächlich bindender Natur für einen Krieg mit Deutschland getroffen. Großbritannien hatte seit dem Frühjahr dieses Jahres mit St. Petersburg gleiche Verhandlungen gepflogen, und

beide Regierungen waren sich darüber einig, daß man bei geeigneter Gelegenheit den Krieg mit Deutschland herbeiführen wolle. Als im Monat Juli die russische Regierung und der Zar noch schwankten, ob man wirklich loszuschlagen wolle, da kam aus Großbritannien die Versicherung, man werde mit der ganzen militärischen und maritimen Macht Rußland und Frankreich im Kriege gegen Deutschland unterstützen.

Aber auch dieses Bild ist nur scheinbar der Wirklichkeit entsprechend, jedenfalls nur zur Hälfte. Tatsächlich lagen die Dinge nicht so, daß Rußland und Frankreich vorangegangen, Großbritannien sich ihnen zur Unterstützung angeschlossen hätte. In Wirklichkeit war Großbritannien seit zehn Jahren die Führerin der antideutschen Koalition in Europa gewesen mit dem alten Ziele der britischen Politik, unangenehme, gefährliche Nebenbuhler zu vernichten, aber möglichst nicht unter Einfluß britischer Kräfte, jedenfalls nicht allein, sondern durch andere Mächte. Bismarck sagte im Hinblick auf diese traditionelle britische Politik, man könne sie den Briten gar nicht verdenken, denn wenn jemand einen starken dummen Kerl findet, der für einen die Händel ausführt, so wäre es eine Torheit, sich seiner nicht zu bedienen. Die britische Politik hatte es um so leichter durch den deutschfeindlichen Panlawismus Rußlands und den alten, nach Rache durstenden Deutschenhaß der leitenden Männer und Kreise in Frankreich.

In Großbritannien's Hand hätte es noch im letzten Augenblicke gelegen, den Weltkrieg zu verhüten, einfach indem die britische Regierung Rußland und Frankreich die Unterstützung verweigerte. Großbritannien hätte dadurch nichts verloren, die Welt wäre vor ungeheuren Erschütterungen bewahrt geblieben, und die für beide Teile vorteilhaften Ergebnisse der deutsch-englischen Verhandlungen vor dem Kriege wären schon bald zu einem positiven Verhältnis gelangt.

Vor ungefähr achtzehn Jahren schrieb eine englische Zeitschrift: „Wenn Deutschland heute vom Erdboden verschwände, gäbe es morgen keinen Engländer, der nicht reicher geworden wäre.“ Unter diesem Worte hat seit dem Jahre 1903 die Politik Großbritanniens immer gestanden. Man kann es anders dahin ausdrücken: Großbritannien betrachtete es als eine unerträgliche und im gegebenen Augenblicke mit allen Mitteln zu bekämpfende Gefahr, daß Deutschland weltwirtschaftlich und weltpolitisch, kurz, als Weltmacht weiterwüchse. Die Grundlagen der deutschen Weltpolitik waren und sind letzten Endes seine militärische Stellung auf dem europäischen Festlande und seine maritime Machtposition, wie sie durch die deutsche Flotte begründet wird. Um unter diesen Gesichtspunkten den Kampf gegen Deutschland zu führen, versucht Großbritannien die ganze Welt in Bewegung zu setzen, unterstützt natürlich durch seine großmächtlchen Bundesgenossen in Europa. Beginnen wir eben dort.

Der von langer Hand her genährte Deutschenhaß und die Deutschenfurcht in Belgien haben zu dem Ergebnisse geführt, daß Deutschland mit bewaffneter Hand Belgien davon abhalten mußte, sich auch militärisch in den Dienst der Tripleentente zu stellen. Das war ein Akt deutscher Selbstverteidigung. England aber wandte sich an Holland, die Schweiz und an die skandinavischen Länder und sagte ihnen: So wird es auch euch bald ergehen. Wenn ihr euch nicht unter den Schutz der Tripleentente stellt, wird das Deutsche Reich euch eure Unabhängigkeit und Souveränität rauben. Bis jetzt haben diese Länder ihre Neutralität bewahrt. Ihr Handel wird durch den Krieg schwer geschädigt, die Engländer mißachten die neutralen Rechte zur See, lassen die neutralen Küstenstaaten einmal über das andere ihre Schwäche empfinden. Diese fürchten sich aber, ihren wahren Interessen gemäß zu handeln, weil sie nicht sicher sind, wer siegt, und weil die britischen Einschüchterungen ihnen das volle und von deutscher Seite verdiente Vertrauen zum Deutschen Reich vielleicht unsicher gemacht haben. Im Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, sind diese fünf Mächte in musterhafter neutraler Haltung und bereit, ihr Gebiet und ihre Unabhängigkeit bis aufs Letzte zu verteidigen.

Bewunderter liegen die Dinge im Orient. Serbien scheidet aus unserer Betrachtung aus, da es mit Österreich-Ungarn Krieg führt, seine Stellung also ein für allemal entschieden ist. Nicht so steht es mit Rumänien und Bulgarien. Rumänien war bei Ausbruch des Krieges und schon seit langem dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn eng angeschlossen. Rumäniens Herrscher ist ein Hohenzoller von hoher Weisheit und erprobter Gefinnung, und ein großer Teil der Rumänen ist ebenfalls der Überzeugung, daß das Heil ihres Landes nur im Anschlusse an Deutschland und Österreich-Ungarn und dessen Folgen liegen könne. Ein anderer großer Teil der Bevölkerung aber ist österreichfeindlich und für einen Zusammenschluß mit Rußland und Frankreich. Heute versprechen Rußland und Frankreich Rumänien ein großes Stück von Ungarn, wo viele Rumänen wohnen, vornehmlich Siebenbürgen. Die Strömungen in Rumänien bekämpfen

einander, die politische Leitung schwankt, und das Ergebnis ist bis jetzt: Neutralität. Niemand vermag heute auf die andere Seite stellt, oder ob es neutral bleibt. Sehr wesentlich für die Entscheidung wird der weitere Verlauf des deutschen und des österreichischen Kampfes gegen Rußland sein. Bleibt er erfolgreich, und wird er entscheidend, so dürfte man zu gegebener Zeit Rumänien auf der Seite der beiden europäischen Zentralmächte sehen.

Bestimmter ist die Haltung Bulgariens. Man macht dort aus der Parteinahme für Deutschland und Österreich-Ungarn ebensowenig ein Hehl wie aus dem Haß gegen Rußland und der Abneigung, sich der Tripleentente anzuschließen. Ob und wann Bulgarien aber seine Neutralität aufgibt, das wird von der Haltung Rumäniens und von der Entwicklung des deutsch-österreichischen Kampfes gegen Rußland abhängen. Die Zusammenhänge und Abhängigkeiten gerade der balkanischen Mächte untereinander und von verschiedenen Großmächten machen die Verhältnisse dort überaus verwickelt und eine Vorausage ihrer Gestaltung unmöglich. Bulgarien haßt Rußland, es möchte sich für seine Verhinderung im letzten Balkankriege an Serbien schuldig halten. Österreich-Ungarn, Deutschland, ja auch Rumänien würden ihm das gern gestatten, Griechenland aber nur, wenn es dazu durch eine entschlossene bulgarisch-rumänische Solidarität gezwungen würde. Der Eintritt eines solchen Zwanges wiederum würde einen entscheidenden Umschlag Rumäniens nach der antirussischen Seite zur Vorausage haben, dieser aber, wie gesagt, voraussichtlich nur erst eintreten, nachdem auch die gegen Österreich-Ungarn vorgehenden russischen Truppen entscheidend geschlagen worden sind.

Griechenland ist bis jetzt neutral, gravitiert aber ohne Zweifel nach der Tripleentente zu. Griechenland hofft auf einen Sieg der Tripleentente und auf großen Gewinn für sich, in diesem Falle nämlich: Nordepirus mit einem Vordringen, die sämtlichen ägäischen Inseln und vielleicht ein Stück kleinasiatischer Küste. Das würde natürlich auf Kosten des türkischen Reiches gehen. In Konstantinopel nun liegt jetzt möglicherweise überhaupt der Schlüssel für die Entwicklung der Orientverhältnisse und die Entschlüsse der dortigen Mächte. Das türkische Reich scheint allmählich zu erkennen, daß der Augenblick gekommen ist, der ihm, unter kluger Benutzung der Umstände und bei geschlossenem Handeln, gestattet, die russische Drohung und den englischen Druck abzuschütteln und wieder ein freies, unabhängiges Reich zu werden. Gegenwärtig ist die Türkei freilich neutral, und auch hier möchten wir nichts vorausagen. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß im Falle einer Erhebung der Türkei gegen ihre Unterdrücker wahrscheinlich auch alle Orientmächte ihre Haltung ändern würden, sei es nach dieser, sei es nach jener Seite.

Die Haltung der Türkei ist aber noch in anderer Beziehung von ganz unberechenbarem Einflusse. Noch immer ist Konstantinopel der ideelle Mittelpunkt des Islams. Der große europäische Krieg hat schon bis jetzt das von Großbritannien getriebene Ägypten in Erregung versetzt, im gleichfalls mohammedanischen Marokko gährt es gegen Frankreich, auch in Indien scheinen Anzeichen einer Bewegung bemerkbar zu sein, wie gleich des näheren erörtert werden soll. In dem Augenblicke, wo das türkische Reich in offenen Konflikt mit Rußland, Frankreich und Großbritannien gelangen sollte, wo mithin für die Hauptstadt des türkischen Reiches eine schwere Bedrohung entstünde, würde aller Wahrscheinlichkeit nach die gesamte mohammedanische Welt in tiefe Erregung versetzt werden. Aus diesem Grunde tun zurzeit die Mächte der Tripleentente alles Denkbare, um die Türkei zu sich hinüberzuziehen. Wenn diese Zeilen dem Leser vorliegen, sieht das Bild vielleicht schon anders aus. Aus diesem Grunde soll hier nicht näher darauf eingegangen werden. Im übrigen zeigen wohl auch diese skizzenhaften Bemerkungen schon, wie verschlungen miteinander die Verhältnisse des Balkans und des Orients sind. Sie dürften sich aber so auf zwei einfache Formeln zurückführen lassen, die Fragen der Macht und die Fragen der Volksstimmung; beide gehen oft zusammen, aber nicht immer, ebensowenig wie der Verstand und das Gefühl sich immer auf denselben Geleisen bewegen. Auch wer von beiden den Ausschlag gibt, läßt sich nicht vorausagen.

Und Italien? Auch hier sind die Dinge in der Schwebe, und wir wollen uns deshalb mit aller Vorsicht ausdrücken. Italien ist bei und nach Ausbruch des Krieges neutral geblieben. Unter den Gründen dafür dürften Hauptrollen spielen: die zu einem großen Teile antiosterreichische und zu einem kleineren antideutsche Volksstimmung, sorgfältig genährt durch geschickte französische und englische Propaganda; ferner die Furcht vor der britischen und französischen Flotte für den Fall, daß Italien Stellung gegen die Tripleentente nähme. Einige andere Ursachen und Motive kommen noch hinzu, die gerade jetzt öffentlich zu erwähnen nicht richtig sein würde. Sehr wesentlich wird die Stimmung und letzten Endes



Bismarcks Auferstehung

Steig auf aus Deinem Grabe, alter Hüne!
Siehst Du die Mäntelwipfel der Ardenennen
Und Walthers Wasgenwald rot lodernnd brennen?
Hörst Du den Donner an Ostendes Düne?

Das sind die Deinen Bismarck! Deutschlands
von Jorm erfüllte Hühne Deim zu nennen! Kühne
bist Du befugt! Wer könnte je Dich trennen
vom Heldenstück auf dieser Riesenbühne!

Es gilt dem Erbfeind wieder wie vor Zeiten,
da Du im Eisen standest an der Spitze.
Längst zog Gewölke grollend sich zusammen

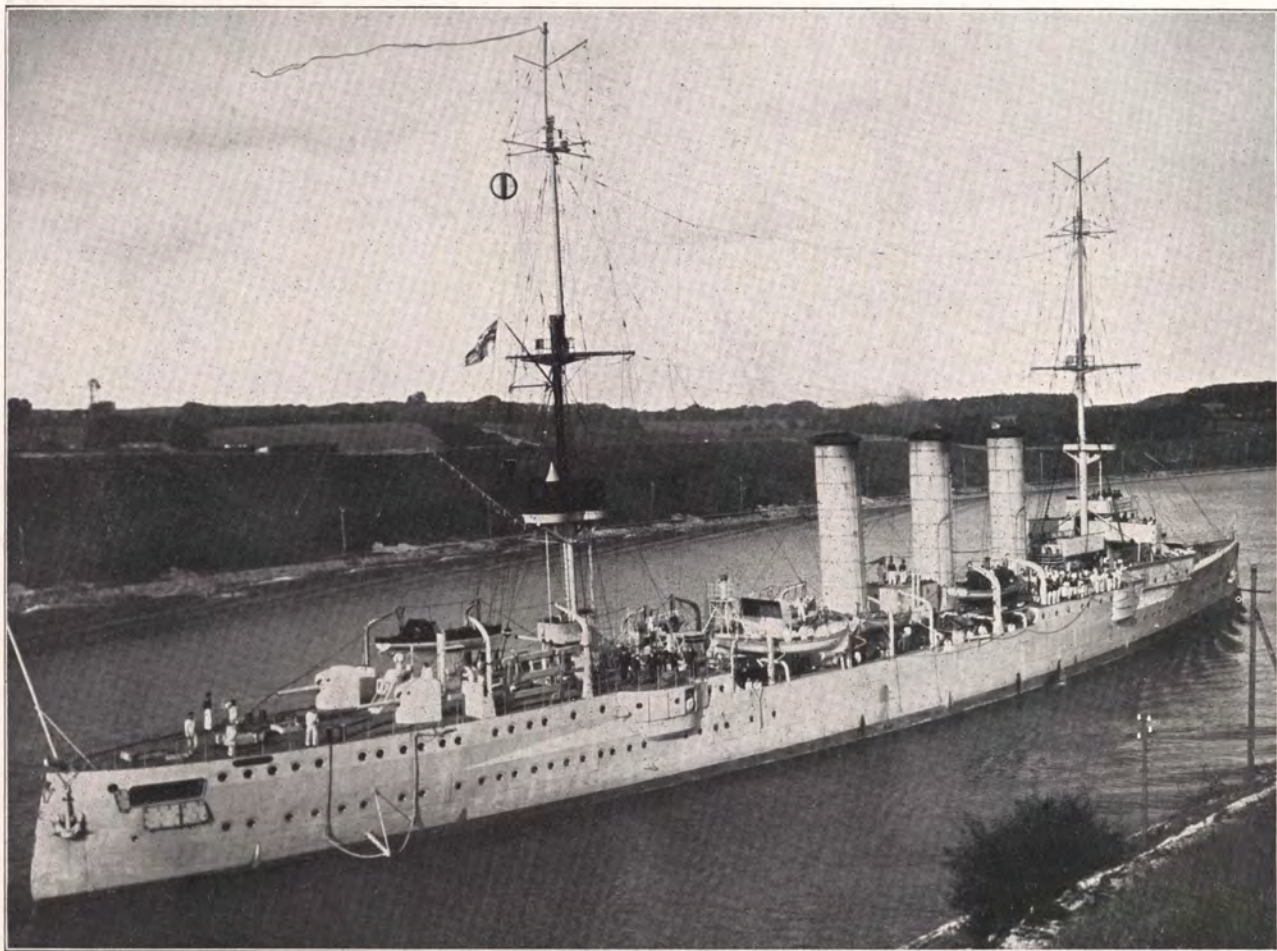
Walküren Wotans jauchzen Dir im Reiten.
Ihm, Tor, reck Deine Faust, gebiet dem Blize!
Bismarck erhebt sich: alle Himmel flammen!

Richard Schaukal.

Heřoux

die Haltung Italiens durch die Entscheidung der großen europäischen Mächte bestimmt werden. Entscheidende Siege Deutschlands und Österreich-Ungarns werden, wie man sicher annehmen kann, Italien an der Seite des Dreibundes halten. Auch etwaige türkische und islamitische Bewegungen müssen Italien auf das tiefste berühren. Bei uns wird oft die Frage aufgeworfen, warum man überhaupt noch Wert auf Beziehungen zu Italien lege. Eine kurze und schlüssige Antwort darauf ist, daß das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn auch ein neutrales Italien immer noch für nützlich halten müssen als ein Italien, das im Lager ihrer Gegner steht und kämpft. Gefühle irgendwelcher Art Italien gegenüber sind in diesem Augenblicke am allerwenigsten am Platze. Man darf nur kühl berechnen und abwägen.

Um die „Seele Italiens“ ringen die Mächte der Tripleentente gerade jetzt eifriger denn je, und das allein zeigt schon genügend, wie großen Wert für uns eine unparteiliche Neutralität Italiens bedeuten muß. Vom Standpunkt des Dreibundes aus kann man allerdings sagen, daß die italienische Politik sachlich richtiger und für Italien vorteilhafter gewesen wäre, wenn es von Anfang an die Partei des Dreibundes ergreifen



Der deutsche kleine Kreuzer „Emden“, der durch seine kühnen Streifzüge im Golf von Bengalen die englische Handelschiffahrt in den indischen Gewässern empfindlich schädigte. (Phot. A. Renard, Kiel.)

Der Streifzug der „Emden“ begann am 10. September; an diesem Tage nahm er den Dampfer „Indus“, der zum Sinken gebracht wurde. Am 11. September lichtete die „Emden“ den Dampfer „Koo“, übernahm seine Beladung und verlor ihn. Der Dampfer „Kobinga“ wurde in der Nacht zum 12. September genommen, zwei Stunden später der Dampfer „Killer“. Am 12. September, mittags, nahm die „Emden“ den Dampfer „Diplomat“, der später verlor. Am 14. September nahm die „Emden“ den Dampfer „Tratbod“ und verlor ihn durch eine Mine. Die Beladungen sämtlicher erbeuteten Schiffe wurden dann an Bord eines Frachtes gebracht, das den Befehl erhielt, nach Kallutta zu fahren. Nach einer Meldung des „Daily Telegraph“ aus Kallutta wird der durch die „Emden“ der englischen Handelschiffahrt im Bengalischen Meerbusen zugefügte Schaden auf 18 Millionen geschätzt. Die „Emden“ hat dann weiter einen gelungenen Handreich auf Madras unternommen. Aus Madras wird vom 23. September gemeldet: „Der deutsche Kreuzer „Emden“ hat bei dem Bombardement neun Schiffe abgebeutet und die Tanks der Burma Oil Company getroffen, von denen zwei brennen. Eineinhalb Millionen Gallonen Öl sind verloren. Auch das Telegraphenamt und das Seemannslubhaus wurden getroffen. Das englische Fort erwiderte das Feuer. Die „Emden“ löschte die Lichter und verschwand nach 15 Minuten.“ Eineinhalb Millionen Gallonen sind etwa 67 000 Hektoliter.

hätte. Das sind aber Erwägungen, die in den Rahmen dieser Betrachtung nicht hineingehören. Bemerkt werden muß jedoch, daß die von der Tripleentente unterstützten Bestrebungen Griechenlands, an der adriatischen Küste Gebiet und Häfen zu erwerben, dem italienischen Lebensinteresse stritte zuwiderlaufen. Hier liegt also schon ein wesentlicher Konfliktpunkt zwischen Italien und den Mächten der Tripleentente. Auch darin, daß Serbien und damit dessen Schutzpatron Rußland am adriatischen Meere heimisch würde, mußte Italien eine schwere Bedrohung erblicken. Alles in allem: was Italien anlangt, so wirken die verschiedensten Momente, Befürchtungen, Hoffnungen, die jeweilige Einschätzung der Stärke und die Aussichten anderer Mächte, alles unter dem Gesichtspunkte des eigenen Vorteils — wie man ihn gerade versteht — betrachtet. Entscheidende deutsche Siege werden, wie gesagt, immer das beste Mittel sein, die deutsch-feindliche und antioesterreichische Stimmung eines Teiles der italienischen Bevölkerung zu überwinden und das italienische Volk die Richtung seiner wahren Interessen erkennen zu lassen.

England, der Urheber und Führer der antideutschen Koalition, hat



Zu der Heldentat des deutschen Unterseeboots „U 9“, das am 22. September 20 Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ zum Sinken brachte: die Besatzung des „U 9“. (Phot. Carl Walther, Wilhelmshaven.)

In der Mitte der ersten Reihe der Kommandant Kapitänleutnant Otto Weddigen, links von ihm Oberleutnant zur See Spieß, rechts von ihm Marineingenieur Schön. Der Kaiser hat dem Kapitänleutnant Weddigen für die ruhmreiche Tat das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, der gesamten Besatzung das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen. Der König von Sachsen verlieh dem Kapitänleutnant Weddigen das Ritterkreuz des Militär-St.-Heinrichs-Ordens sowie noch zwei weiteren Angehörigen der Besatzung ähnliche Auszeichnungen. Außer den Genannten gehörten zur Besatzung: Oberleutnant Treder, Obermaschinist Heinemann, Bootmannsmaat Schuppe, Boer, Matrosen Geiß, Holmann, Schenker, Schulz, Obermaschinistenmaat Marlow, Stellmacher, Hinrichs, Maschinistenmaat Maers, Reichardt, Obermaschinistenmaat Wollenberg, v. Roslowitz, Oberheizer Eisenblätter, Schäfers, Heizer Karbe, Schöber, Lieb, Röster, Wolffelt und Funtenheizer Sievers.



Torpedobootsangriff. Nach einem Aquarell von Professor Hans Bohrdt.



Zum Minenkrieg in der Nordsee: Englische Minenfänger bei der Arbeit.

Die deutschen Minen bilden den Schrecken der englischen Schifffahrt, wenn sie häufig auch nur in der Phantasie vorhanden sind. Das in England in verdächtigen Gebieten der Nordsee zu ihrer Beseitigung angewandte Verfahren veranschaulicht die obige, einer englischen Zeitschrift entnommene Zeichnung von Charles J. de Lacq. Die Minen-Schleppboote arbeiten zu zweit, indem jedes ein Kabeltau von etwa 200 m Länge festhält. Langsam dampfend, ziehen sie einen beschwerten Eisendraht zwischen sich mit fort, der die Unterseite der Minen erfährt und sie von unten abzieht. Die Zünder (Schlagbolzen) des explodierenden Mechanismus in einer Kontaktmine befinden sich oben, wo ein vorbeifahrendes Schiff sie berühren würde. Unten ist nur die glatte Oberfläche der Minentafel.

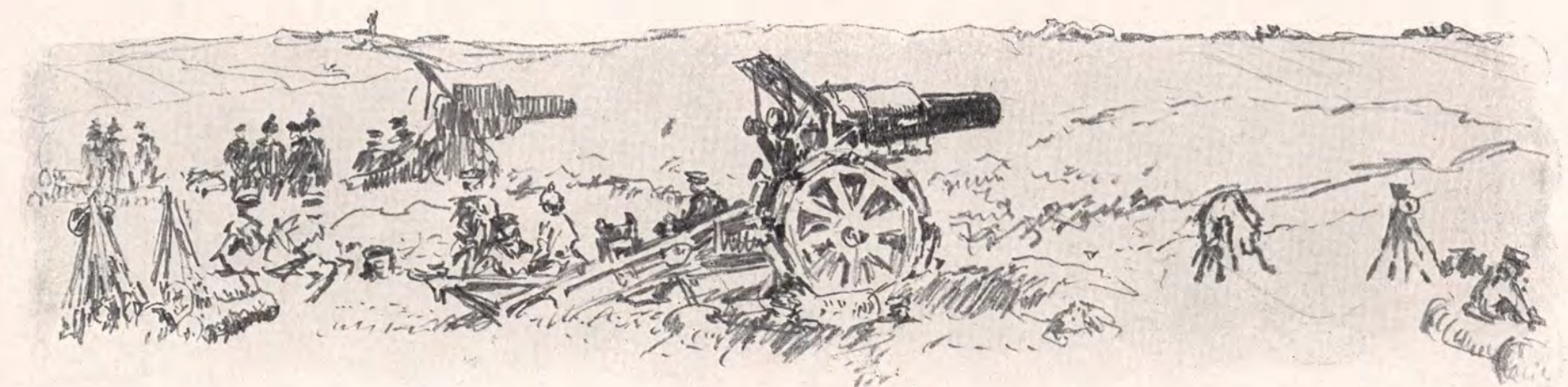


Der Standort einer Fliegerabteilung auf dem deutschen rechten Flügel. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hugo L. Braune.

von Anfang dieses Krieges an erkannt, daß es sich auch für die britische Macht in diesem Kampfe um Leben oder Tod handelt. Die britische Regierung versucht deshalb, alle Gebel, die der weltumspannenden britischen Weltmacht zugänglich sind, in Bewegung zu setzen. Einer der ersten Akte der britischen Politik war die Hineinziehung Japans in den Kampf. Bekanntlich stellte Japan im August an Deutschland das Ultimatum: Krieg oder Räumung des deutschen Pachtgebietes Kiautschou. Formal haben Großbritannien und Japan dieses infame Vorgehen folgendermaßen begründet: Zwischen Japan und Großbritannien besteht bekanntlich ein mehrfach ergänztes und abgeändertes Bündnis. In dem Bündnisvertrage finden sich allgemeine Bemerkungen und Wendungen, daß die beiden Mächte gemeinsam ihre Interessen im fernen Osten zu Wasser und zu Lande schützen und sich gegenseitig im Falle von deren Bedrohung über Maßnahmen ebenfalls gemeinsam schlüssig werden wollen. Sie verpflichten sich außerdem zur Aufrechterhaltung des Friedens im fernen Osten. Japanischerseits wurde die unwahre Behauptung aufgestellt, Deutschland habe nach Beginn des Krieges von Kiautschou aus mit dort stationierten Kriegsschiffen den Frieden in den ostasiatischen Gewässern bedroht, ebenso sei Kiautschou selbst zu einer Gefahr für den Frieden auf dem ostasiatischen Festlande geworden. Alles das war erlogen. Im Gegenteil hatte erheblich vor Stellung des Ultimatus die deutsche Regierung in Japan mitgeteilt, daß unsere ostasiatischen Kreuzer in den dortigen Gewässern keine kriegerischen Handlungen vornehmen würden. Darauf hat die japanische Regierung überhaupt nicht geantwortet. Es kam ihr nicht auf die Erhaltung des Friedens an, sondern auf den Raub von Kiautschou.

Auf der anderen Seite konnte es nicht fehlen, daß China durch das nun folgende gewaltsame Vorgehen Japans auf chinesischem Boden beunruhigt wurde, denn niemand kann glauben, daß Japan sich in China mit Kiautschou begnügen würde. Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika zeigte sich Beunruhigung, denn Japan wird in jedem Jahre mehr der Rivale der Vereinigten Staaten in Ostasien und auf dem Stillen Ozean. Japan und Großbritannien hatten eine solche Schwierigkeit natürlich vorausgesehen und Sorge getragen, die Regierung der Vereinigten Staaten schon vorher mit der Versicherung zu beruhigen, Japan würde Kiautschou an China zurückgeben. Tatsächlich wird es natürlich nicht geschehen. Immerhin, der sehr friedliebende und großen politischen Fragen innerlich fernstehende Präsident der Vereinigten Staaten, Mr. Wilson, nahm die Sache hin, tat wenigstens keine Schritte. Erheblich größer ist die Beunruhigung in den Vereinigten Staaten aber neuerdings geworden, als aus Peking verlautet wurde, Großbritannien habe an Japan das Ersuchen gestellt, eine in Indien beginnende Aufstandsbewegung für Großbritannien zu unterdrücken. Japan habe sich dazu bereit erklärt unter den drei Bedingungen: ein großes Darlehen von Großbritannien, freie Hand für Japan in China, freie japanische Einwanderung in alle Besitzungen im und am Stillen Ozean. Wir wissen noch nicht, in welchem Umfange diese Nachrichten auf Wahrheit beruhen.

Auf alle Fälle sind sie unwider-
sprochen von Peking aus in die
Welt gegangen, und es steht fest,
daß der dortige japanische Gesandte
sie der chinesischen Regierung in
dieser Form gemeldet hat. Das
wäre in der Tat wahrscheinlich der
Beginn ganz unabsehbarer Entwid-
lungen und Verwicklungen. Der
Entschluß Englands, durch japa-
nische Truppen Unruhen in Indien niederzuschlagen zu lassen, ist an und für sich schon
eine Art Verzweiflungsschritt, denn die britischen Staatsmänner werden sich auf die
Frage, ob Japan dann jemals aus Indien wieder herausgehen werde, keine Ant-
wort geben können. Die „freie Hand“ Japans in China kann alles bedeuten: Fest-
setzung Japans auf chinesischem Boden, wo es will und in jedem beliebigen Umfange.
China kann sich nicht wehren und würde unter Umständen als einheitliches Reich nicht
mehr bestehen bleiben und, der chinesischen Revolution gemäß, in zwei Hälften aus-
einanderfallen. Für die Vereinigten Staaten würde die Beherrschung Chinas durch
Japan geradezu eine Lebensfrage aufrollen. Rußland müßte sich auf die Dauer als
ostasiatische Macht überhaupt schwer bedroht fühlen. Da weiter noch nichts bekannt
ist, beschränken wir uns auf diese Andeutungen. Das zeigt aber bereits, wie der
Bundesgenosse Japan im Handumdrehen zum schlimmsten Gegner Großbritanniens
und Rußlands, auch der Vereinigten Staaten werden kann. Wann, wie und in
welchem Umfange Japan vorgehen will, steht dahin, man kann aber sicher sein, daß
die Japaner die augenblickliche Verlegenheit und die Ohnmacht ihrer Freunde und Ver-
bündeten ebenso rücksichtslos auszunutzen wissen werden wie diejenigen ihrer Gegner.
Die dritte Bedingung Japans in Großbritannien, die freie japanische Einwanderung
in alle britischen Besitzungen des Stillen Ozeans, ist außerordentlich weittragend. Die
japanische Einwanderung ist bekanntlich in den Vereinigten Staaten, in den südameri-
kanischen Staaten, in den britischen Kolonien, Kanada, Britisch-Kolumbien, in Australien,
Neuseeland usw., als eine schwere wirtschaftliche Gefahr und als eine solche für die Rasse
angesehen. Alle diese Staaten und Bevölkerungen sind den Japanern gegenüber von
Haß und Furcht erfüllt. Ungehinderte japanische Einwanderung bedeutet für sie die
„gelbe Gefahr“, das Ende ihres Volkstums. Daß ihr eigenes Mutterland Groß-
britannien, das Ende ihrer wirtschaftlichen und später ihrer politischen Selbst-
ständigkeit, das Ende ihres Volkstums. Daß ihr eigenes Mutterland Groß-
britannien nunmehr die Gelben gegen sie heßt, muß starken Einbruch in den britischen
Kolonien machen. In unserer Abgeschnittenheit von der Welt, wie sie noch immer in
gewissem Maße besteht, wissen wir nicht, wieweit die Dinge tatsächlich schon geheißen
sind. Man muß die Entwicklung abwarten, Geduld haben und davon überzeugt sein,
daß in diesen Richtungen und Beziehungen Großbritannien und Japan alles Denkbare



Eine Batterie der Fußartillerie im Gefecht. Oben links: Beobachtungspunkt. Oben rechts: Eine Feldbatterie. Nach einer Skizze des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hugo L. Braune.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Sturmangriff der Zuaven auf dem deutschen rechten Flügel bei Cuffies in der Nähe von Soissons am 17. September.

Mit Benutzung einer Skizze des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Hugo L. Braune gezeichnet von Felix Schwormstadt.

Die Zuaven unternahmen in der Zeit von mittags 1 Uhr bis abends 9 Uhr im ganzen fünf Sturmangriffe. Sie kamen mit großer Wildheit angestürzt, wurden aber stets zurückgeschlagen. Ein paar ausgezeichnet postierte, von Jägern bediente Maschinengewehre richteten unter ihnen furchtbare Verheerungen an. Die Leichenmassen waren schließlich meterhoch aufgeschichtet. Infolge der Abwehr der Angriffe mißlang der französische Durchbruchversuch.

tun, um uns alle eigenen Verlegenheiten zu verbergen. Nicht nur uns aber, sondern, wie beiläufig bemerkt sein mag, darf auch der nahe Orient nicht wissen, was im fernen Orient und in Indien vor sich geht. Erfahren die Ägypter, die Türken und die islamischen Araber, daß ihre Glaubensgenossen in Indien von den heidnischen Japanern auf Befehl Englands massakriert werden, so können die Wirkungen für Großbritannien bedenklich werden.

Das ist nur ein flüchtiger Überblick der politischen Zusammenhänge, Wirkungen und Gegenwirkungen, wie sie sich auf dem ganzen Erdballe jetzt bemerkbar machen oder ankündigen. Das meiste liegt, wie wir gesehen haben, noch in den Anfangsstadien. Deshalb in Betracht der ungeheuren Kompliziertheit des Netzes von Ursachen und Wirkungen muß man besonders vorsichtig im Ableiten von Schlüssen sein. Sehr unrichtig, ja gefährlich ist es, wenn besonders in Deutschland große Hoffnungen auf auswärtige Verwicklungen im deutschen Interesse gesetzt werden. Gerade das deutsche Volk in seinem großen Existenzkampf darf sich nicht durch Hoffnungen und Gedankengebäude, deren Grundlage nur von Wünschen gebildet wird, beeinflussen lassen. Wir müssen uns vielmehr auf den Standpunkt stellen, daß Deutschland und Österreich-Ungarn allein auf die eigene Kraft angewiesen sind. Sollten dann wirklich früher oder später in Europa

von der Größe und Wucht der Sprengladung unserer Torpedoköpfe, der kann sich auch schon von der Gewalt der Explosion dort im feindlichen Unterseeboot ein Bild machen. Werden Munitionsräume getroffen oder mehrere wasserdichte Abteilungen, dann stößt das Wasser „bergwärts“ in das geschlagene Led. Dann — ja dann — werden gar gewaltige Anforderungen gestellt an die Festigkeit der Schottwände und -türen, an das ganze System dieser Einrichtungen, an die ordnungsmäßige Handhabung des ganzen Apparats. Spätere Zeiten werden Auskunft geben, ob Sorglosigkeit oder Mangel an Ausbildung den Untergang dieser drei großen Schiffe vielleicht erheblich beschleunigt haben. Dies alles hat mit der entschlossenen, verwegenen Heldentat eines „U 9“ nichts zu tun. Der Riesenerfolg ist da — er konnte nicht schöner sein. Hier zeigte sich in hellstem Lichte die Kampfstärke eines Unterseebootes. Es gelingt ihm, am Tage, bei klarer Luft auf See zu weilen, unbemerkt heranzukommen und die Schiffsfolie einen nach dem anderen zu versenken. Und dies alles, ohne selbst beschädigt zu werden. Bekanntlich ist von ihm freilich nur das Sehrohr (Periskop) sichtbar, mit dessen Spiegelapparat der Kommandant den Feind beobachtet und schließlich den Torpedoschuß lanciert. Der Bootsführer ist nicht zu sehen, und gegebenenfalls taucht das Boot noch tiefer, dann ist auch vom Sehrohr nichts zu

Gründlichkeit und Ausdauer. Erst bedurfte es auf technischem Gebiete mancher Klärung und Erwartung von Verlusten. Wir waren auch glücklich, indem wir die Nachbarn die Kosten für solche tragen ließen und erst dann lebhafter bauten, als gewisse Erfahrungen vorlagen. Die Heldentat eines „U 9“ bewies eben die Richtigkeit unseres ruhigeren Vorgehens, denn dort, wo andere Nationen mit ihren kleineren, weniger seebrauchbaren Booten operieren, da liegen für uns andere Verhältnisse vor. Dort haben wir andere Interessen und Überlegungen. So sehr dieser deutsche Erfolg zur See unsere Herzen höher schlagen läßt, möge man sich doch vor falscher Schlussfolgerung hüten. Selbst wenn noch häufiger englische Schiffe in ähnlicher Weise von deutschen U-Booten erfolgreich angegriffen würden, die Notwendigkeit der Torpedoboote darf deshalb doch nicht vernachlässigt werden. Wir haben stets dort Rückschlüsse erfahren müssen, wo aus Einzelfällen sofort verallgemeinert wurde, bzw. wo bei glücklichen Entdeckungen dem bis dahin Bewährten vornehmlich das Todesurteil gesprochen wurde. Das war zum Teil auch bei Einführung der Torpedoboote der Fall, als man glaubte, jetzt sei das Zeitalter des großen Linienkrieges vorüber. Wir werden auch zukünftig auf die verschiedenen Vertreter der einzelnen Schiffsklassen nicht verzichten können. — Diese



Von den Kämpfen im Westen: Ein Lazarett in der Kirche von St. Souplet in Nordfrankreich (zwischen St. Quentin und Maubeuge).

Nach einer Skizze des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Edgar Häbner gezeichnet von Johannes Langenberg.

oder in einem anderen Teile der Welt Ereignisse und Wirkungen eintreten, die unsere Lage günstiger machen: dann um so besser! Mit solchen Entwicklungen aber rechnen, sie gewissermaßen im Voraus eskomptieren, das würde ein verhängnisvoller Fehler sein, jedenfalls die deutsche Lage nur verschlechtern.

Unterseebootkampf.

Von Konteradmiral z. D. Schlieper.

Man darf wohl ohne Übertreibung behaupten, daß es noch nie in der Seeführung einer solch winzigen „Einheit“, wie „U 9“ sie darstellte, gelang, derartige Erfolge zu erzielen. Um es gleich voranzustellen: es liegt durchaus nicht im Sinne der Marine, dies Ereignis in übertriebenem Maße immer wieder hervorzuheben, nein — aber die nüchternste Auffassung muß zugeben, daß Kapitänleutnant Otto Weddigen am 22. September mit seinen Tapferen gar Gewaltiges vollbrachte. Wir sehen drei mächtige englische Panzerkreuzer in unglaublich kurzer Zeit, innerhalb ein paar arminütiger Minuten, auf den Meeresboden sinken, hunderte blühender Menschen mit sich nehmend. Im Handumdrehen geschah's — durch ein „Boot“ mit nicht mal dreißig Menschen besetzt.

Wie war das nur möglich? Wie konnte sich die Katastrophe so schnell abspielen? Nun, wer etwas versteht

bemerken. Es bleibt unverfehrt — wie „U 9“ — während „oben“ im wilden Chaos die todeswunden Schiffe vergebens sich über Wasser zu halten suchen und ihre Mannschaften, in diesem Falle ungefähr anderthalbtausend, dem Tode geweiht sind. Die Unsichtbarkeit des Unterseebootes und die Unwahrscheinlichkeit, ihm viel anhaben zu können, während man z. B. bei Torpedobootsangriffen in der Nacht fast immer mit Einbußen zu rechnen hat — diese beiden Hauptfaktoren haben sich an jenem Morgen des 22. September ganz besonders glänzend bewährt.

Daß nicht immer solche Resultate im Unterseebootkampf zu verzeichnen sein werden, das ist wohl selbstredend, so sehr wir es für unsere Boote schon wünschen möchten. Aber dieser Riesenerfolg zeigt, daß unser Material, Personal und Kampfesweise auf dem richtigen Wege ist. Denn was von dieser Waffe geschaffen werden sollte — ein seegedehes Boot, mit großem Aktionsradius, unabhängig von dem Heimathafen und anderen Schiffen — das konnte nicht besser in die Erscheinung treten. Diese Aufgabe zu lösen war nicht leicht. Wir können uns in der deutschen Marine nicht um das in bekannter Lebhaftigkeit erhobene Geschrei unserer weltlichen Nachbarn über die Vollkommenheit ihrer Unterseebootflotte, auch die größere Zahl der englischen Störte nicht. Wir wollten auf einen ganz besonderen, viel selbständigeren Typ hinaus, und den erreichten wir mit weniger überprüfender Reflekt, wohl aber mit der deutschen

Verwendungsbetrachtung tut in keiner Weise der vollen Bewunderung über die Heldentat unseres schneidigen „U 9“ Abbruch, dessen Name in der deutschen Marinegeschichte unsterblich sein wird, wie man ihn in einem Atem mit dem des „U 15“ nennen wird. Sein tatsächlicher Erfolg hat vor allem geradezu lähmend auf englischen Stolz und Einbildungswelt gewirkt, doch bei der Veranlagung unserer englischen Vettern glaube man nicht, daß man sich drüben im Affekt zu heißjournigen Unbegriffen hinreißen lassen wird. Die kühle Denkart wird dem im allgemeinen Vorbeugen. Daß es aber einem einzigen deutschen Boot gelang, die unüberwindliche britische Flotte so empfindlich zu schlagen, das wird John Bull zu denken geben. Jetzt sucht man den schmerzlichen Verlust so vieler Menschenleben in den Vordergrund zu stellen und die rein menschliche Seite anzuschauen. Aber wen kommt denn aber die Schuld, wer ist verantwortlich für die vielen Opfer, für die Ströme von Tränen und die so manchen jungen Blutes? „U 9“ nicht, denn das tat nur seine Pflicht — Deutschland nicht, das stets den Frieden gewollt, und das man mit der Herausforderung nicht schwerer beleidigen konnte. Man könnte gerade in diesem Schlage eine andere Stimme erkennen, doch wollen wir nicht in Sentimentalität verfallen, sondern echt englisch denken und hoffen, daß noch manches deutsche U-Boot, angereizt und begeistert durch solch Beispiel, feindliche Kriegsschiffe unschädlich machen möchte.

Waffenruf im Hochgebirg. Episoden von Arthur Achleitner.

Im Bereich des bayerischen Hochlandes wurde dem Heerrufe seitens der männlichen Bevölkerung mit der Begeisterung Folge geleistet, die an sich schon dem Interesse des Gebirglers für Waffenwesen und Jagd entspricht. Die Freude am Schützenberuf liegt im Blute, in ihr wächst die Jugend auf, die seither jauchzend zur Musterung zog, es als Ehre empfand, wenn der „Bergbauer“ militärtauglich befunden wurde und bändergeschmückt ins entlegene Alpendorf stolz zurückkehrte. Und immer jubelnd waren die jungen Rekruten dann im Herbst zur Dienstleistung eingerückt.

Bezüglich der Mobilmachung und der Volksstimmung war ein ganz riesiger Unterschied zwischen 1870 und diesmal zu konstatieren. Vor vierundvierzig Jahren folgten unsere militärpflichtigen Gebirgler (nur wenige stellten erkaufte Stellvertreter) bereitwillig dem Rufe zu den Waffen, und wenige Wochen später kämpften just unsere Bergbuben heldenhaft und löwenmutig auf Frankreichs Erde. So mancher der zurückgebliebenen Väter aber grollte, würgte am heute unbegreiflichen Preußenhaß und wollte die bis in die verborgensten Ecken gedungenen, markerschütternden Nachrichten von den siegreichen Schlachten bei Weißenburg und Wörth usw. nicht glauben, die als — Schwindel erklärt wurden. . . . Diesmal aber bewirkte der Ruf zu den Waffen eine alles mitreißende Begeisterung bei jung und alt, und so manche Faust alter Bergbauern ballte sich im heiligen Zorn gegen das Unmaß von Lüge, Hinterlist, Wortbruch und Schändlichkeit, das gegen Deutschland aufgebracht wurde. Von Preußenhaß nicht mehr die leiseste Spur. Einig Nord und Süd in glühender Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande, Brüder der Preußen wie der Bayer. Und seit die Welt besteht, hat nie ein Monarch so sehr eindringlich und für die Gebirglerseele verständlich gesprochen wie Kaiser Wilhelm mit den Worten: „Nun wollen wir sie dreschen!“

Wie unsere Gebirgler den Waffenruf aufgenommen und ihm herzerquickend wacker, freudig und schneidig Folge geleistet haben, soll in einigen Stimmungsbildchen aus der Wirklichkeit dargestellt sein.

Die Kunde von der Erklärung des Kriegszustandes im Königreiche Bayern war blitzschnell auch in die stille Bergwelt am lieblichen grünen Schliersee gedungen und durch Eilboten zu Rad in die Dörfer, Weiler und Einöden verbreitet worden. Jeder Militärpflichtige wußte zufolge der Schulung, daß die Mobilmachung in wenigen Stunden nachfolgen würde und müßte.

Bei den Weisleuten freilich im ersten Schrecken Angstrufe, die Jungen jauchzten, die Reservisten hielten die Kofferchen herbei und sprachen in urbajuarischen Kraftausdrücken von der Notwendigkeit, den Malefizfeinden Deutschlands Kopf und Gesäß gründlich zu verhauen.

Gegen Abend dieses Tages legten sich Aufregung und Lärm, der erhabene Bergfrieden machte sich geltend. Und alle die Pflichten, die Vaterlandsverteidiger aus Dorf, Weiler und Einöde, die verwegenen Burschen, Wilderer und Schürzenjäger, Rangler und Draufgänger allerart, alle suchten in stiller Einsamkeit entbehrliche Nickel zusammen und wickelten sie gesondert in Papier.

Eine Nacht in Ruhe und Sittsamkeit, eine heilige Nacht folgte dem laut gewesenen Tage.

Und als es in den einsamen Tälern zu dämmern begann, huschten auf flinken Rädern stumme Gestalten in Älplertracht gespensterhaft über die Straßen, alle die schneidigen Gebirgler wortlos einem einzigen Ziele zu: nach Birkenstein, dem Wallfahrtskirchlein am Fuße des Bergkolosses Wendelstein.

Die denkbar seltsamste Wallfahrt der sonst so übermütigen, verwegenen und lauten Burschen war dieses stumme Rasen auf Stahlrossen zum Heiligtum der Gottesmutter in Birkenstein. Kein Grüßen, nur ein Kopfnicken, so sich Bekannte und Freunde trafen; jeder hatte das Herz voll und das gleiche Ziel. Hunderte und Hunderte radelten stumm und zeitgeizend.

Noch hatte die Sonne die Höhe nicht erklommen, etliche Bergspitzen flammten errötend auf beim Morgenkusse des Weltlichtes, da trafen die flinksten der Wallfahrer am Kirchlein ein, legten die Räder auf taugen Wiesengrund, entblöbten das Haupt und traten frommgläubig in das stille Gotteshaus.

In Scharen folgten die Burschen. Stumm und in militärischer Ordnung, ohne Befehl, versorgten sie ihre Fahrräder und gingen in die Kirche, die nach Umfluß einer Minute die vielen Besucher kaum noch fassen konnte.

Etwa zwanzig Minuten andächtigen Gebetes, die Hilfe der Gnadenmutter im Feindesland ersehend, den Beistand Gottes in gerechter Sache, den Sieg der deutschen Waffen erbittend. . . . Dann steckte jeder der Burschen ein geweihtes Kerzchen am Eisenständer an, warf die am Abend vorher gesammelten Nickel in den Opferstock als freiwillige, von Herzen gern gespendete Gabe zur Erhaltung des Kirchleins. Auf den Knien eine letzte, andächtige Ehrbezeugung vor Gott, dem Herrn über Leben und Tod. Dann ging der erste Trupp der Burschen aus der Kirche. Stumm hielten sie ihre Räder, sausten vorüber am Kramerwirtshaus in freiwilligem

Verzicht auf Atzung und Trank, hinab den Hügel, und heim ging es stumm und verschlossen.

Wer von Wallfahrern entgegenkam, nickte zum Gruße und wurde in gleicher Weise bedankt.

So holten sich die schneidigen Burschen im felsenfesten Glauben und in echter Religiosität den Himmelstrost auf ihre Weise, die dem Gebirgler und seinem innersten Wesen entspricht.

Bis zur Mittagsstunde waren sie alle wieder auf heimatlicher Scholle und machten sich fertig zum Ausmarsch. Mochten Mütter, Schwestern, Bräute Zahren vergießen, die Einberufenen trösteten lachenden Mundes mit der Ankündigung, daß die Feinde gehörig gedroschen und „nie nicht“ den Weg in die Bergheimat kommen werden. Und die Väter, von denen sich viele 1870 das Eisene Kreuz in Frankreich erworben hatten, sie forderten von den Söhnen nur wackeres Verhalten vor dem Feinde und tüchtiges — Klopfen roter Hosen. „Was rot ist, muß blut (verblut) werden!“

Am Gestellungstage rückten die Burschen und Reservisten jauchzend aus der Bergheimat: alle; nicht ein einziger fehlte. . . .

So wie in Birkenstein und in der Schliersee Gegend vollzog sich die stumme Wallfahrt und darauf der jauchzende Ausmarsch zu den Regimentern auch in allen anderen Wallfahrtsorten des bayerischen Hochlandes. Und wie Anno 1870 beim Ausmarsch aus der Heimat die jetzt alten Vaterlandsverteidiger kraftvoll sangen, so schmetterten 1914 die jungen Älpler das seelenstärkende Lied: „Und wir Bayern, wir Bayern, wir fürchten uns nicht!“

* * *

Im Postamt Garmisch (bayerisches Hochland) war am 1. August in Erwartung des Mobilmachungsbefehles alle Vorsorge für rasche Zustellung der Telegramme an die Wehrpflichtigen getroffen worden. Eine hinreichende Menge von bestellten Boten harpte vor dem Postamte, sie vermehrte sich durch Freiwillige, die dem Vaterlande zuliebe Depeschen austragen wollten, kostenlos und ohne Rücksicht auf die Entfernung.

Immer größer wurde die Menge vor dem Postamte; es fanden sich auch Pflichtige ein, die den Gestellungsbefehl erwarten und sofort aus „erster Hand“ entgegennehmen wollten.

Der Befehl traf gegen acht Uhr abends telegraphisch in Garmisch ein. Vom Amtsvorstand war praktisch vorgearbeitet worden. Für die wartenden Wehrpflichtigen genügte der Aufruf, sie meldeten sich freudig und nahmen den Befehl entgegen und zogen ab.

Der Reihe nach und flink wurden die Telegramme ausgefertigt. Der Inhalt besagte gleichlautend, daß jeder Empfänger am 2. August vormittags bis elf Uhr sich beim Bezirkskommando in Weilheim (Bahnlinie München-Garmisch) zu stellen habe. Die Boten trugen die Depeschen aus.

So prompt arbeitete das Postamt, daß bis abends zehn Uhr bereits siebzehn Telegramme ausgefertigt und den Boten zur Bestellung übergeben waren. Damit war der ärgste Trubel vorüber. Im Postamt aber wurde Nachtdienst gehalten für alle Fälle.

Kurz vor Mitternacht erschien ein Bauerneublein, verschüchtert und ängstlich, mit dem offenen Telegramm in der Hand. Die Mutter eines Reservisten. Den Amtsvorstand oder sonst einen Herrn wollte das Weiblein sprechen.

Freundlich fragte der Vorstand, was die Frau wünsche.

„Mit Vergunst! Sagen möcht' ich, daß mein Bub', wo einberufen ist zu der Militari, nicht dahoam ist! Ich kann ihm selles Teligram nicht auftragen, indem daß ich ein altes bresthaftes Weib bin; hab auch neamd zu schicken!“

„Wo steckt denn Ihr Sohn?“

„Auf'm Zugspitz aufi ist er, als Trager mit einem Herrschen und einem Bergführer! Können S' mir nicht helfen, Herr Fürstend?“

Sofort erklärte sich der Amtsvorstand zur Vermittlung bereit. Er nahm dem Weibe das Telegramm ab, las die Adresse und setzte den Fernsprecher in Tätigkeit, indem er das Anrufsignal für die Meteorologische Station auf der Zugspitze gab.

Just kündeten Glockenschläge vom Kirchturn in Garmisch die Mitternachtstunde.

Etliche Minuten vergingen. Dann meldete sich aus der Höhe von 2997 m, vom höchsten Berge Deutschlands, der Meteorologe der Beobachungsstation mit der Frage, was denn los sei um Mitternacht.

„Hier Postamt Garmisch! Militärische Dienstsache, dringend! Ist der Träger N. N. oben bei Ihnen?“

„Ich werd' mich sofort erkundigen! Soll der Mann geweckt werden?“

„Bitte, ja! Er soll rasch ans Telephon kommen! Dienstsache!“

Zwei Minuten vergingen.

„Höi! Ich, der N. N., wo jetzo als Trager auf'm Zugspitz ist, bin da!“

Was ist los?“

„Hier Postamt Garmisch! Mobilmachung ist befohlen! Sie müssen einrücken, morgen vormittag elf Uhr müssen Sie sich in Weilheim beim Bezirkskommando melden! Haben Sie verstanden?“



„Glei kimm i!“ (Gleich, sofort komme ich!)
 „Wie lange brauchen Sie herunter?“
 „A Stund' Stuckera fünfi!“ (Etwa fünf Stunden!)
 „Also können Sie spätestens um sieben Uhr früh herunter in Garmisch sein?“
 „Ja! Glei kimm i!“
 „Brav! Schluß!“
 Der aus den Wolken zum Dienst fürs Vaterland einberufene Reservist trat augenblicklich den Marsch von der Zugspitze durch Nacht und Nebel an. Morgens kurz nach sechs Uhr war er in Garmisch, erreichte richtig den Militärzug. Und mit den anderen neunundsechzig einberufenen Reservisten war er pünktlich um elf Uhr vormittags beim Bezirkskommando in Weilheim.
 Ob Mütterlein bei allem Trennungsschmerz nicht doch recht stolz ist auf diesen wahrhaft braven, prächtigen Sohn?

An einem der schönsten Seen des bayerischen Hochlandes liegt ein Dorf, dessen Bewohner arg streitlustig, sogenannte Prozeßhanseln sind, die sogar den Pfarrer nicht in Ruhe ließen. Bis auf etwa ein Dutzend gebrechlicher Greise ist dort jeder Mann militärpflichtig. Auf diese Tatsache der Zugehörigkeit zur bayerischen Armee als Beweis für weitgehende Tauglichkeit der „Mannsbilder“ ist das ganze Dorf nicht wenig stolz. Die Mobilmachung löste im ersten Moment lodernde Begeisterung aus, die alles mitriß. Fast jedes Haus hatte einen Mann zu stellen, manche Gehöfte den Vater, zwei bis drei Söhne, auch Knechte. Auch der Bürgermeister Joseph Null vulgo Gatterer war gestellungspflichtig und hatte es sehr wichtig und eilig, als Amtsperson für die prompte Mobilisierung der Dorfmannschaft zu sorgen. Er griff so energisch ein, daß alles vorzüglich und rasch klappte und für die Ordnung seiner Privatangelegenheiten zunächst keine Zeit übrigblieb. Daran mahnte ihn nach Umfluß etlicher Stunden die noch immer schmucke, resolute Gattin auf eine besondere Weise. Frau Anastasia Null vulgo Gatterer sagte: „Jetzo mach' Ordnung auch bei uns! Daß der Gatterer als Bürgermeister wieder zurückkommt, ist eh (ohnehin) soviel wie gewiß, weil die Franzosen so einen Dickschädel nie nicht brauchen und behalten können! Ich aber kunnt den Gatterer nicht wohl entbehren! Weil der Gatterer nun einrucken muß und das Vaterland verteidigen, macht der Gatterer in der letzten Stund' noch g'schwind — Frieden dahoam! Wirst schon wissen, was ich meine! Druck' dich umi zum Pfarrhof, mach' Frieden mit dem Hochwürdigen, indem daß du Streithansl im Unrecht bist und nicht bockboanig fortziehen darfst; ansonsten die erst' Franzosenkugel den Gatterer erwischt! Hast mich verstanden?“
 „Wohl, wohl! Aber mögen tu ich nicht! Ist ja aus der Weis', wie mein Weib redet, wo ich morgen einrucken muß ins Feindesland! Kein gutes Wörtl warm und lieb zum Abschied, gleich nur scharpe Wort, befehlen wie ein Feldwebel!“
 Frau Anastasia hatte ein verschönerndes Lächeln auf den Lippen und strich sich mit den arbeitsamen Händen die runden Hüften glatt. „Das Abschiedswörtl wird der Gatterer wohl derwarten können, wo wir noch häufig (viel) Stünderln für uns haben ohne — Zeugen! Jetzo macht aber der Streitgockel Frieden zwischen dem Gattererhof und dem Widum! Und weil allemal der ärgst Prozeßhansl bei uns herinnen dengerscht (dennoch) das Herz am rechten Fleck hat, wird auch der Gatterer als Vorsteher wissen, daß die Mannsbilder vorm Ausrücken — abg'staubt werden müssen!“
 Der Vorsteher guckte der Gattin tief in die Augen, nickte verständnisvoll und ließ schweigend das Gehöft.
 In der Pfarrkanzlei mußte Joseph Null vulgo Gatterer ein Weilchen warten, da der Pfarrer eine Partei abzufertigen hatte.
 Dann standen sich Seelsorger und Bürgermeister gegenüber. Rundlich und klein der Pfarrer, die personifizierte Güte; groß und windhundmager der Vorsteher mit Adlernase und Fuchsgesicht. Beide Männer standen seit Jahr und Tag auf sozusagen „Kriegsfuß“, da Null gegen den Pfarrer wegen etlicher Servitutsangelegenheiten streitsüchtig einen Prozeß angestrengt hatte, auch privat in einer Angrenzungsache prozessierte.
 „Der Herr Vorsteher wünschen?“ fragte etwas erstaunt der Pfarrer.
 Null-Gatterer fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wollte er es glätten, und hub an: „Indem daß Ordnung gemacht werden muß vor dem Einrücken, und die Soldaten der Seelenreinigung bedürfen, möcht' ich — Frieden machen und um den priesterlichen Segen bitten, wenn die Bedingungen erfüllt werden können, also nicht zu scharp und hart sind!“
 „Der Seelsorger erfüllt jederzeit seine Pflicht freudig und aufrichtigen Herzens!“
 „Ah, so wohl! Wir müssen morgen schon um viere in der Früh' abmarschieren!“
 „Gut! Der Seelsorger steht ab zwei Uhr früh in der Kirche zur Verfügung.“
 „Dank schön im Namen der Einberufenen!“ Null vulgo Gatterer holte tief Atem. Das Sprechen fiel ihm schwer, noch härter war ihm das Einlenken zum Friedensschlusse.
 „Will der Vorsteher vielleicht Platz nehmen?“
 „Im Stehen red' ich mich leichter!“
 „Das Schreiben geht im — Sitzen leichter!“
 Null-Gatterer guckte den Pfarrer verdutzt an. „Das — Schreiben?“ Hochwürden nickte.
 „Hm! Meinen Herr Pfarrer eine G'schrift, wo den Frieden macht?“
 „Ich habe keine Ahnung, was der Vorsteher überhaupt von mir will!“
 „Keine Ahnung? Merkwürdig! Sonst hören die geistlichen Herren das Gras wachsen! Nix für ungut, Hochwürden!“

„Wird viel Arbeit machen . . .“
 „Was?“
 „Die Seelenreinigung bei so viel Stichelsucht und Verdrücktheit!“
 „Wenn etwa die G'schrift g'schwind da sein tät, wo sagt, daß ich jede Klag' z'ruckziehe und Frieden machen will amtlich und privat, tät ich g'schwind unterschreiben . . .“
 „Der amtlichen Unterzeichnung müßte das Dienstsiegel beigefügt werden, ansonsten die »G'schrift« keine Rechtsgültigkeit haben würde.“
 „Kunnt ich das Dienstsiegel etwa g'schwind holen?“
 Der Pfarrer nickte.
 „Ist die G'schrift fertig, bis ich mit dem Siegel komm'?“
 Wieder nickte der Pfarrer.
 „Derweil b'hüt Gott, Hochwürden!“ Und draußen war der Vorsteher.
 Der Pfarrer dachte sich sein Teil über Gebirgsergebenheiten und schrieb kurz die Erklärung im Sinne, daß die Gemeindevorsteher die anhängig gemachten Klagen zurückziehe und die Servitutsansprüche des Pfarramtes als berechtigt anerkenne. Eine zweite „G'schrift“ besagte, daß Joseph Null vulgo Gatterer als Privatperson die Klage auf Grenzberichtigung zurückziehe und auf jeden Einspruch für immer verzichte.
 Eine Viertelstunde später erschien Gatterer, „genehmigte“ den Inhalt der Erklärungen, unterzeichnete die Dokumente und signierte beide „G'schriften“. „Auf der Privatklärung hat das Dienstsiegel der Gemeindevorsteher keine Berechtigung!“
 „Sind Sie der Vorsteher, oder ist es der Gatterer? Wo ich der Bürgermeister bin, werd' ich mein Amt wohl besser verstehen! Außerdem red' ich in Sachen des Pfarramts auch nix drein! Jeder bleibe in seiner Kampfitzenz alois bei seinen Leisten! Und jetzo ist Frieden zwischen uns!“
 „Rechtsgültig ist die Friedenserklärung erst, wenn sie in Gerichtshänden sich befindet! Im übrigen hier meine Hand zum Dank für Nachgiebigkeit und Friedensschluß! Alle Bockbeinigkeit und Gebirglersehnid nehm mit und laßt sie los auf die Franzosen! Dort ist alles besser am Platz! Gott mit Ihnen und den wackeren Soldaten!“
 „Dank schön, Hochwürden! Aber noch ein Wörtl! Sein tun wir Einberufenen Stuckera siebenunddreißig Mann, wo jeder sein Packl Stünden auf'm Buckel hat! Wenn Hochwürden um zwei Uhr mit der — Holzarbeit*) anfangen, kunnt es sein, daß die Zeit bis zum Abmarsch um viere in der Früh nicht langt! Werden schwere Jahrlinge drunter sein, die aber doch absolviert sein möchten, bevor die feindlichen Kugeln pfeifen . . .“
 Der herzensgute Pfarrer verzog keine Miene. „Die ganz Schweren können ja schon heute abend kommen; ich werde ab fünf Uhr im Beichtstuhl sein!“
 „Uff! Hochwürden, zu den G'scheitesten g'hören Sie — nicht! Wenn bekannt wird, daß Sie heut abend für die Schwersten der Sünder im Beichtstuhl sitzen, kommt nicht einer in die Kirch . . .“
 „Das braucht doch nicht publik zu werden! Der Vorsteher macht einfach bekannt, daß der Pfarrer ab fünf Uhr im Beichtstuhl ist für — jedermann!“
 „Gut! Was ich aber g'hört hab', bleibt mir im Ohr! Ich komm' erst morgen früh zum Beichten!“
 Vergnügt verabschiedeten sich Pfarrer und Vorsteher zum Friedensschlusse als Freunde, geeint durch die Mobilisierung.
 Zum Abend erlebte der Pfarrer eine Überraschung. Von fünf bis sieben Uhr saß er im Beichtstuhl — leer; es kam von den siebenunddreißig einberufenen Kriegern nicht ein Mann. Aus diesem Grunde fand sich der wackere Seelenkenner schon um ein Uhr früh in der Kirche ein. Und einige Minuten später rückten die Krieger an und stellten sich am Beichtstuhl auf.
 Nach drei Uhr zelebrierte der Pfarrer die heilige Messe und reichte den sehr ernst gewordenen, andächtigen Kriegern das heilige Abendmahl. Weihevoll war es im dunklen Gotteshause wie um die Adventzeit; am Hochaltar leuchteten viele, viele Kerzen, in deren Lichtschimmer die ausgesetzte Monstranz erglänzte.
 Und als der Pfarrer die Krieger und die zum frühen Gottesdienste erschienenen Andächtigen der Dorfbevölkerung mit dem Allerheiligsten segnete, huschte das junge Morgenlicht zaghaft durch die Fenster in die Kirche und begann die Dämmerung zu erhellen.
 Wie unter diesem letzten weihevollen Segen die Herzen klopfen! Und verhaltenes Schluchzen der Weiberleut' zog durch den stillen Raum.
 Im Sonnenlicht stand das Dorf, auf dessen Platz sich die Schar der einberufenen Vaterlandsverteidiger aufstellte. Das Kommando führte der Zyper Heiligbrunner vulgo Suppenmoser als früherer Unteroffizier, ein Riese von Gestalt, derentwegen man diesen Menschenkoloß zum Leibregiment ausgehoben hatte. Schön war der Zyper nicht, eher häßlich, abstoßend. Man hatte nie davon gehört, daß Heiligbrunner, der ledig war, sich jemals einer Frauengunst erfreute. Der Riese galt für veremt beim weiblichen Geschlecht. Neben ihm stand, seines Amtes und der Würde entkleidet, der Vorsteher Null-Gatterer, jetzt nur Soldat wie die anderen.
 Der richtige Abschied von den Weibsen war schon genommen. Das Weibervolk war aber doch zur letzten Begrüßung erschienen, kam jedoch nicht mehr zum Reden. Eine Ausnahme machte Frau Anastasia Null vulgo Gatterer, die dem Gatten die Hand reichte und die Worte sprach: „Halt' dich wacker, Sepp, und daß du wiederkommst, weiß ich eh!“ Tränen und das Verlangen nach einer allerletzten Umarmung unterdrückte das tapfere Gebirglerweib.
 Vor dem Zyper Heiligbrunner vulgo Suppenmoser hatte sich inzwischen ein hochgewachsenes, blondköpfiges Mädcl aufgepflanzt, die stolze, als schrecklich hochmütig verschrüene Kaltenbrunner Franzl, die unnahbare Dingin von der Kaltenleiten. Ihr Erscheinen erregte um so größeres Aufsehen, als doch allgemein bekannt war, daß der Franzl kein Bub gut

*) Volkstümlicher Ausdruck für Beichtstuhl und Beichtthören.

Kriegschronik.

21. September 1914. (Fortsetzung.)

Die englische Admiralität macht weiter bekannt, daß der englische Hilfskreuzer „Garmania“ am 14. September einen bewaffneten deutschen Dampfer versenkte, vermutlich „Cap Trafalgar“ oder „Berlin“, und zwar nach einem zweifelhafte Gefecht. Die „Garmania“ hatte 9 Tote. Zu dieser Londoner Meldung wird von ausländischer Seite bekanntgegeben: „S. M. S. Cap Trafalgar“ ist am 14. September in der Nähe der brasilianischen Küste im Kampfe mit der „Garmania“ untergegangen. Die Mannschaft wurde durch die Besatzung der „Leonore Boermann“ gerettet. Schließlich macht die englische Admiralität noch bekannt: „In der Nacht vom 14. zum 15. September versenkte ein deutscher Dampfer auf dem Kamerunfluß das englische Kanonenboot „Dwarf“ durch Bomben zu versenken. Der Versuch mißglückte, und der Dampfer wurde erbeutet. Am 16. September suchte ein anderer deutscher Dampfer den „Dwarf“ zu rammen. Dieser wurde nur wenig beschädigt, der deutsche Dampfer wurde vernichtet, ebenso zwei Boote mit Explosivstoffen.“

22. September 1914.

Wieder ist eine Heldentat der deutschen Flotte zu berichten. Aus London wird unter dem 22. September amtlich gemeldet: „Deutsche Unterseeboote schossen in der Nordsee die englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Creight“ in den Grund. Eine beträchtliche Anzahl Mannschaften wurde durch herbeigeeilte englische Kriegsschiffe und holländische Dampfer gerettet.“

Über die Kämpfe in Ostpreußen heißt es in einem Telegramm des Reichsanzlers v. Bethmann Hollweg, das an den deutschen Generalkonsul in Zürich gerichtet ist und in den dortigen Blättern veröffentlicht wird: „Von der Armee Samsonow sind geringe Teile, die sich aus den schweren Niederlagen bei Tannenberg retten konnten, in Auflösung über den Naraw geflüchtet. Die Armee Rennenkampf ertit eine ähnliche Niederlage südlich von Insterburg und konnte das, was ihr noch übrigblieb, nur durch schleunige Flucht über den Niemen hinter die Festungen Olita und Rowno retten. Nach vorläufigen Schätzungen sind allein bei Tannenberg und in den Masuren Sümpfen 150 000 Russen umgekommen. Bis jetzt sind in Deutschland untergebracht 200 000 Gefangene, davon 5000 Offiziere. Die Gesamtzahl aller Gefangenen übersteigt 300 000, wovon über die Hälfte Russen sind. Aber 2000 Geflüchtete aller Art wurden erbeutet.“

Die Franzosen, die ihrerseits Reims in den Rahmen ihrer Operationen einbezogen und sich nicht scheuten, die Kathedrale zu kriegerischen Zwecken zu mißbrauchen, haben, als bei der Erwidern des Feuers durch die Deutschen unvermeidlicherweise



Belgische Artillerie unterwegs nach der Front.

auch der Dom beschädigt wurde, schleunigst einen heuchlerischen Protest an die Adresse der neutralen Staaten gerichtet. Mit erfreulicher Promptheit erfolgte darauf folgende amtliche Erwidern: „Die französische Regierung hat sich leider nicht vor einer verleumdenden Entstellung der Tatsachen gehütet, denn sie behauptet, daß die deutschen Truppen ohne militärische Notwendigkeit den Dom von Reims zur Zielscheibe eines systematischen Bombardements gemacht hätten. Reims ist eine Festung, die von den Franzosen noch in den letzten Tagen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln ausgebaut worden ist und zur Verteidigung ihrer jetzigen Stellung benutzt wird. Bei dem Angriff auf diese Stellung wurde das Bombardement von Reims leider zur Notwendigkeit. Befehl war erteilt, die berühmte Kathedrale hierbei zu schonen. Wenn es trotzdem wahr sein sollte, daß bei dem durch den Kampf hervorgerufenen Brand von Reims auch die Kathedrale gelitten hat, was wir zurzeit nicht feststellen vermögen, so würde dies niemand mehr bedauern wie wir. Schuld allein haben die Franzosen, die Reims zur Festung und zum Stützpunkt ihrer Verteidigungsstellung gemacht haben. Wir müssen energisch Protest gegen die Verleumdung



Belgische Maschinengewehrabteilung auf Vorposten.

erheben, daß deutsche Truppen aus Zerstörungswut und ohne dringende Notwendigkeit Denkmäler der Geschichte und Architektur zerstören.“

Über die Tätigkeit des deutschen Kreuzers „Emden“ in der Bai von Bengalen berichten in Kalkutta angelangte Offiziere der versenkten britischen Schiffe folgendes: „Der Streifzug des Kreuzers „Emden“ begann am 10. September. An diesem Tage nahm er den Dampfer „Indus“, der durch Geschützfeuer zum Sinken gebracht wurde, nachdem die Besatzung auf die „Emden“ übergeführt worden war. Als der Kreuzer auf die Höhe der Bai kam, fing er alle drahtlosen Nachrichten auf, die die Abfahrten aus dem Hafen meldeten, und kannte infolgedessen sämtliche Schiffe in der Bai. Am 11. September sichtete die „Emden“ den Dampfer „Loo“, übernahm seine Besatzung und versenkte ihn. Der Dampfer „Rabinga“ wurde in der Nacht zum 12. September genommen, zwei Stunden später der Dampfer „Killin“. Während derselben Nacht wurden drei andere Schiffe gesichtet, jedoch nicht verfolgt. Am Mittag des 12. September nahmen die Deutschen den Dampfer „Diplomat“, der später versenkt wurde. Dann wurde der italienische Dampfer „Larviano“ angehalten und untersucht, aber am selben Tage wieder freigelassen. Er ist letzte Nacht in Kalkutta eingetroffen. Auf seinem Rückwege warnte der Dampfer mehrere andere Schiffe, die zurückzuführen und so der Kaperung entgingen. Am 14. September nahm die „Emden“ den Dampfer „Tratbo“ und versenkte ihn durch eine Mine. Die Besatzung sämtlicher erbeuteten Schiffe wurde dann an Bord eines Fahrzeuges gebracht, das Befehl erhielt, nach Kalkutta zu fahren. Zwei deutsche Schiffe begleiteten es bis innerhalb 75 Meilen an der Mündung des Hooghly.“

Die Regierung in Kapstadt kündigt an, daß deutsche Truppen aus Deutsch-Südwestafrika zwischen Matob und Upington in das Kapland eingedrungen sind und sich dort verschanzt haben. Inzwischen macht sich in den Kreisen der Buren offenbar Widerstand gegen eine kriegerische Betätigung gegen Deutsch-Südwestafrika geltend. Der Oberbefehlshaber der südafrikanischen Armee, General Beyer, ist von seinem Posten zurückgetreten. Die „Times“ schreiben dazu: Der Rücktritt des Generals Beyer, Oberbefehlshabers der südafrikanischen Miliz, hat die Regierung in eine schwierige Lage versetzt. Es besteht eine starke Opposition gegen die Offensivmaßnahmen gegen Deutsch-Südwestafrika, und zwar nicht nur bei den Anhängern des Generals Herzog, sondern auch bei einer beträchtlichen Anzahl von Buren, die sonst die Regierung unterstützen, namentlich in der Oranienburg, im Transvaalbezirk, im



Belgische Truppen im Lager.

Bilder vom belgischen Kriegsschauplatz. (Phot. Vereenigde Fotobureaux Amsterdam.)

genug war und ist, daß seither jeder Werber, auch solche aus vermöglichen Familien, abgewiesen wurden.

Über Zypers dickes Gesicht flog ein Leuchten, selige Freude, die blauen Augen strahlten in Glück und Dankbarkeit. Und tief senkte sich sein Blick in die Augen Franzis. Reden konnte der Riese nicht.

Die Kirchenglocke kündete die vierte Stunde. Es mußte abmarschieren werden. „Achtung!“ rief Zyper. Und plötzlich zuckte er, wie von einem elektrischen Schlag berührt.

Sprachlos vor Überraschung stand die Dorfbevölkerung, weit offen die Augen, aufgerissen die Mäuler bis zu den Ohren.

Die stolze, unnahbare Kaltenbrunner Franz hatte sich plötzlich niedergebeugt und dem Kleingütler Zyper, dem häßlichen Riesen — die Hand geküßt.

Ob dieses öffentlichen Bekenntnisses der Herzengemeinschaft und des rührend schönen Dankes fühlte sich Zyper grenzenlos beglückt. Er richtete sich hoch auf. Die Stimme klang freilich in ihrer Ergriffenheit nicht sonderlich voll, da er ein Hurra auf Kaiser, König und — Heimat ausbrachte und dann den Abmarsch befahl.

Alle Krieger sangen die „Wacht am Rhein“, nein, nur sechsendreißig Soldaten sangen, der Zyper an der Spitze des Trupps schwieg, denn er brachte keinen Ton heraus.

Das Dorf am märchenschönen Alpensee hat infolge der Mobilmachung eine sensationelle Überraschung erlebt durch den bekenntnisvollen — Handkuß...

* * *

Im pulverigen Schnee des Kleinvenediger standen ein Tourist und zwei Bergführer angesichts, windumtost, zu kurzer Rast. Kalt und grau starrte die Eiswelt, überwölbt vom lichtblauen Firmament. Im Osten kündete eine schwache Rote das Nahen des Weltlichtes.

Ein Blick in die Höhe: neben dem weißen Zelt des Rainerhorn trat in Erscheinung der König dieser hohen Gletscherwelt, der Großvenediger als gigantisches Schneehorn, grau, düster, starr. Ihm galt die Touristenarbeit der nächsten Stunden.

Die drei Männer stiegen aufwärts. Am Kegel des Rainerhorn flammte es auf, die Firnfelder der Schwarzwand erglühn: Sonnenaufgang in Fels und Eis, majestätische, überwältigende Pracht. Doch grau und düster blieb der König selbst, unberührt von Licht und Schimmer. Betroffen blieb der Tourist stehen, und vom straff gespannten Seil aufmerksam gemacht, hielten auch die beiden Führer inne, gleichgültig dem Phänomen gegenüber, das ihnen nichts Neues war. Der ältere Bergführer zog am Seil und deutete mit der Hand nach rückwärts.

Dem Wink folgend, fand der Tourist die Lösung des Rätsels: das große Wiesbachhorn hielt den Sonnenstrahl auf, dieser Eiskoloß verwehrte dem Großvenediger den Morgengruß Aurors, im Schatten des Wiesbachhorn trauerte die Venedigernadel grau, starr und düster.

Höher kletterte der Sonnenball. Zu beiden Seiten des Wiesbachhorn brachen die Strahlenbündel aus, die Eiszinke wurde überflutet, und im Nu erglühn nun auch der Venediger wie ein Jüngling unter dem ersten Kuß der Geliebten.

Licht all um, strahlender Glanz und märchenhafter Schimmer. Ein Glitzern und Funkeln, leise Musik dazu, das Klirren und Klingen der feinen Eismadeln des Firnschnees, die der Wind in die gähnenden Schründen wehte. Kristallmusik.

Der ältliche Führer an der Spitze mahnte mit einem Ruck am Seil zum letzten Anstieg.

Schritt für Schritt auf der höchsten Firnkante des sonnenbeglänzten Venediger durch Staubschnee. Ein Keuchen vor Anstrengung in dünner, bewegter Luft. Mühsamste Arbeit.

Da — ein Blick nach vorn — in unmittelbarer Nähe tauchte das Horn, die höchste Spitze des Venediger, auf, schillernd und glitzernd im Eismantel, überflutet von flimmerndem Licht, und darüber das unermeßliche Himmelsgewölbe.

Noch ein Anstieg, die allerletzte Schneewächte war erreicht, der Großvenediger bezwungen. Das herrlichste aller Schaustücke auf Erden bot sich dem trunkenen Auge in blendender Pracht.

Hastig griffen die Bergführer zu, um dem Touristen die Steigeisen abzuschneiden, die Füße von der schmerzenden Eiseskälte zu befreien.

„Nicht lang bleiben!“ rief der ältliche Führer.

Fast erschreckt blickte ihn der Tourist an, betroffen darüber, daß die rauhe, kräftige Stimme des Führers tönte wie ein dünnes Lallen aus einer Kinderkehle. Akustik auf der Höhe von 3660 m.

Ein Schatten kam vom Firmament und verhüllte die Venedigernadel. Und von allen Seiten schwammen dunkle Wolken auf die Glocknergruppe zu, über der sie sich zu einer wuchtigen Bank vereinigten, dräuend, unheimlich. Und wirre Nebelschleier tauchten auf, drängten diesem Chaos

zu. Aus allen Tälern rauchte es gespenstisch auf. Und der Wind sprang um, das Licht erstarb; graue Dämmerung lag über Firn und Fels.

Eilig wurde zum Abstieg gerüstet, der Tourist angesellt.

Im weichen Schnee ging es den Steilhang hinunter, dem Schlattenkees, dem Sattel zu zwischen Klein- und Großvenediger. Der Sturmwind brauste, dampfer Donner dröhnte.

Schneesturm auf den Klüften des Schlattenkees. Wirres Geflock bildete in rasender Eile heimtückische Brücken, denen der Führer mit aller Sorgfalt ausweichen mußte. Trügerischer Neuschnee. Brüllender Sturm. Toller Tanz stehender Eissplitter. Der weiße Tod grinst.

Gefahr ringsum. Zuverlässig und treu, fürsorglich erwiesen sich die Führer. Furchtlos und tapfer schritt der Tourist am straffgespannten Seil in die Tiefe. Stundenlanges Marschieren.

Der Tauernbach zwängte sich zischend und tosend durch das Gewirr von haushohen Glimmerblöcken, die der Natur Urgewalt einst von den Eismauern herabgeworfen; der oberste Teil von „Gschlöß“ war erreicht. Hier ließ der Sturm nach, und der Schneefall hörte auf. Der Tourist wurde abgesellt. Die Gefahr war überwunden. Eine Viertelstunde später wurde die erste der Gschlößhütten erreicht. Hier sollte ein Imbiß genommen werden. Auch wollte der Tourist den Führern ein Zeugnis, Lob und Dank, in die Führerbücher schreiben.

Bleich bis in die Lippen kam der ältliche Führer von der größeren Hütte, die mit Windisch-Matrey telephonisch verbunden ist, zurück und fragte den Touristen: „Mit Verlaub! Wird der Herr drunt in Matrey erwartet?“

„Ja!“

„Sind der Herr etwa der Major...?“

„Ja! Was gibt's?“

„Krieg gibt's! Mit Serbien! Der Herr Major sind telegraphisch berufen! Teilweise, haßt es, Mobilmachung! Heiliger Gott, an fünfzig Reservisten von Matrey, etwa soviel von Heiligenblut müssen einrücken!“

„Jesus!“ rief der jüngere Bergführer, „mein Weib und das Bube!“

Der Major ließ sich zur Hütte, die den Fernsprecher enthielt, führen und vergewisserte sich durch Anfrage im Postamt Matrey über den Sachverhalt. Das eigene Einberufungstelegramm wurde dem Major vom Beamten vorgelesen. Dann wurde der Offizier gebeten, im Gschlöß den Einberufungsbefehl bekanntzugeben, ältere disponible Bergführer und Proviantträger auf Almen und Hütten zu senden, auf daß die Order schleunigst überall und zuhächst oben verbreitet werde.

Staunen mußte der Offizier, der zur obersten Hütte zurückgekehrt war, über die zielbewußte Handlungsweise seiner Bergführer. Der Alte hatte Zeugnis und Entlohnung gar nicht abgewartet, in bewundernswertem Pflichtgefühl augenblicklich den Marsch zu den Almen angetreten, um den Gestellungsbefehl weiterzubreiten. Und der jüngere Bergführer, Reservist, war vorausgegangen, hinab nach Matrey. Verzichtete auf Lohn und Dank, wollte schnellstens dem Waffenruf gehorchen. Wohl auch noch rasch Abschied nehmen von Weib und Kind.

Dem greisen Hüttenwart händigte der Offizier den Lohn für den alten Bergführer ein mit der Bitte um Ausfolgung. Eine kleine Spende wollte der Major beifügen. Sie wurde von dem verhuizelten Männlein dankend abgelehnt mit den Worten: „Selle Übergab versteht sich von selm! Für mich brauch' ich nix! Ich bin, gottlob — ledig! Gott sei's aber g'klagt, daß ich alt bin! Wo der Herr aber Offizier ist, hab' ich eine Bitt': Zöcht (ziehet) mit Gott und verplösch mit Enkere Soldaten den Feind, auf daß die Serben neammer sitzen können! Amen!“

Nicht einen Heller für den Happen Brot, Käse und Schnaps nahm der Greis, doch einen — Händedruck wollte er haben, die Rechte eines kaiserlichen Offiziers drücken. Bei Ankunft in Windisch-Matrey fand der Major den Wagen abfahrtsbereit am Gasthause zur „Post“ vor. Und eine Menge Reservisten, die den Offizier jauchzend begrüßten.

Seinen Bergführer mußte er holen lassen, um die Entlohnung vornehmen zu können. Für die Familie des Braven fügte der Major einen besonderen Betrag bei.

„Vergelt's Gott vieltausendmal im Namen von Weib und Kind! Ich selm brauch' ja nix...!“

Alte Bauern wollten sich vom Offizier verabschieden. Einer von ihnen, knorrig, abgerackert, doch guten Mutes, stellte dem Major vier Buben als Reservisten vor und sprach augenblinzend: „Meine vier Buaben seind d' Arbeit g'wöhnt, sie werden aa in — Serbien arbeiten“, daß es hell aufgaht! Ich — bewach derweil meine Alte — ist aa koa kloani Arbeit! B'hüt Gott, Herr Major!“

Lachend verabschiedete sich der Offizier. Er wird die Überzeugung mitgenommen haben, daß kerngesund im Denken und Fühlen ein Volk sein muß, das sich in den wichtigsten Momenten des Lebens so wacker und treu zu Kaiser und Reich stellt und bei allem Trennungsschmerz den Humor nicht verkümmern läßt.

Das Heimatbild. Von Johannes Trojan.

Hinausgezogen ist er ins Feld
Zum Kampf für das Vaterland
Und sieht sich vor den Feind gestellt,
Die Wehr' in kräftiger Hand.

Ihn trifft ein Geschoß aus Flintenlauf,
Hinsinkt er, von Nacht umhüllt;
Da taucht noch einmal vor ihm auf
Der fernen Heimat Bild.

Er sieht noch einmal das kleine Haus,
Das Freud' ihm und Glück beschert.
So traulich sieht es, so friedlich aus,
Und Feuer glüht auf dem Herd.

In den kleinen Garten blickt er hinein,
Wo über dem schlichten Grün
Nun in dem herblichen Tagesschein
Die Sonnenblumen erblühen.

Er sieht in Kindesangesicht
Zwei lächelnde Sternlein stehn
Und hört eine Stimme, die zu ihm spricht
So süß: Auf Wiedersehn!



Dr. v. Sandt,

der Chef der Zivilverwaltung der von den deutschen Truppen besetzten Teile des Königreichs Belgien, bisher Regierungspräsident in Aachen. (Hofphot. Blum-Höfner, Köln.)

Bezirk Lichtenburg und in den Grenzbezirken der Kapkolonie. Die Buren sind lokale britische Untertanen, halten aber eine Offensive gegen Deutsch-Südwestafrika für unpolitisch, unweise und überflüssig.

Auch in Japan macht sich eine starke Opposition gegen den Krieg geltend. Nach Nachrichten aus Japan ist in Tokio eine heftige Bewegung gegen den Krieg wahrzunehmen. Bei Hausbesuchen in Tokio sind Aufrufe vorgefunden worden, deren Inhalt in der Erwägung gipfelt, daß Japan, anstatt diesen Krieg mit Deutschland zu beginnen, lieber die Frage der Mandchurei und Mongolei hätte aufröhlen sollen. Die japanische Regierung handle unpatriotisch und setze offenbar im Interesse Englands, das Japan nur dazu verwende, ihm die Asiaten aus dem Feuer zu holen, sich aber niemals dankbar erweisen werde. Diese Protesta-

mationen fanden sich auch in der Kaserne in Tokio und Yokohama vor. In der Brieferschaft von Tokio soll gleichfalls eine lebhafteste Mißstimmung wegen des Krieges herrschen; in Osaka entfalteten Agitatoren eine lebhafteste Tätigkeit, besonders unter den Arbeiterkreisen, die aufgefordert werden, sich der neuen großen „gelben Bewegung“ anzuschließen und die Regierung zu stürzen, die Japan in Abhängigkeit von Europa bringe.

23. September 1914.

Wie sich heute herausstellt, sind die drei englischen Panzerkreuzer durch ein einziges Unterseeboot, „U 9“, vernichtet worden. Am 22. September des Morgens um 20 Seemeilen nordwestlich von Hoof van Holland die drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ zum Sinken gebracht. Ferner werden folgende Einzelheiten berichtet: „Der Angriff des Unterseebootes „U 9“ auf die drei englischen Panzerkreuzer erfolgte gestern morgen 6 Uhr bei hellem, klarem Wetter und war zunächst gegen den „Aboukir“, gerichtet, der innerhalb fünf Minuten sank. Die beiden anderen englischen Panzerkreuzer beteiligten sich zunächst am Rettungswerk. Nachdem sank nach weiteren drei Minuten der zweite Kreuzer „Hogue“. Das Sinken des dritten Kreuzers „Cressy“ erfolgte gegen 8 Uhr. Das Unterseeboot „U 9“ entkam den Verfolgungen von englischer Seite. Die Meldungen von englischer Seite, daß fünf deutsche Unterseeboote bei dem Angriff beteiligt gewesen seien, von denen drei untergegangen seien, sind falsch. Tatsächlich ist der Angriff nur von dem Unterseeboot „U 9“ erfolgt. Der Kommandant dieses Bootes ist Kapitänleutnant Otto Weddigen, aus Herford in Westfalen gebürtig. Er ist am 15. September 1882 geboren und trat im Frühjahr 1902 in die Marine ein. Er hat in den letzten Jahren als Unterseebootoffizier, beziehungsweise Kommandant und auch als Flaggkapitän bei einer Unterseebootflotte Verwendung gefunden. Die gesamte Besatzung des Unterseebootes beträgt 20 Mann. Ihre Namen werden veröffentlicht werden. Die Besatzung der drei englischen Panzerkreuzer beträgt pro Kreuzer 755 Mann, das sind im ganzen also 2265 Mann. Hieron sollen drei Viertel umgekommen sein, also etwa 1700 Mann.“ Nachmittags ist das Unterseeboot „U 9“ mit seiner Besatzung unverfehrt zurückgekehrt. Wie das „Wolffsche Telegraphenbureau“ von amtlicher Seite erfährt, ist übrigens der Verlust des englischen Kreuzers „Pathfinder“, der am 5. September vor dem Firth of Forth unterging, ebenfalls auf ein deutsches Unterseeboot zurückzuführen. Es war dies „U 21“.

Aber die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz liegt heute folgende amtliche Verlautbarung vor: „Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres jenseits der



v. Batocki,

der neue Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, bisher Vorgesitzender der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen. (Phot. Nicola Perichod, Berlin.)

Diese steht der Kampf. Umfassungsveruche der Franzosen haben keinerlei Erfolg gehabt. Ostwärts bis an den Argonner Wald fanden heute keine größeren Kämpfe statt. Stills der Argonnen ist Varennes im Laufe des Tages genommen, der Angriff schreitet weiter fort. Die gegen die Sperrforts südlich Verdun angreifenden Armeeabteilungen haben heftige, aus Verdun, über die Maas und aus Toul erfolgte Gegenangriffe siegreich abgelehnt. Gefangene, Maschinengewehre und Geschütze erbeutet. Das Feuer der schweren Artillerie gegen die Sperrforts Trogon, Les Paroisses, Camp des Romains und Lionville ist mit sichtbarem Erfolg eröffnet worden. In französisch-Lothringen und an der elssässischen Grenze wurden die französischen Vortruppen an einzelnen Stellen zurückgedrängt. Eine wirkliche Entscheidung ist noch nirgends gefallen.“



Von den Kämpfen auf dem deutschen rechten Flügel in Nordfrankreich: Ein eingegrabenes deutsches Feldgeschütz vor Soissons.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hugo L. Braune.



Eine Fuhrpartikolonne.

In Kriegszeiten heimwärts.

Von Alfred Meißner.

Von Rio de Janeiro über Bahia nach Madeira und von dort über Lissabon und Plymouth nach Amsterdam. Das ist eine Straße, die man in normalen Zeiten mit einem unserer Schnelldampfer in etwa sieben Tagen zurücklegen kann. Daß ich fast zwei Monate brauchte, um von der Hauptstadt Brasiliens zu der von Holland zu gelangen, lag daran, daß wir mitten auf dem Ozean durch den Ausbruch dieses Krieges überfallen wurden. Viel habe ich auf dieser hochinteressanten Reise gesehen und erlebt. Und das möchte ich nun hier erzählen.

Am 18. Juli fuhr ich an Bord eines Hamburger Dampfers in Rio de Janeiro ab. Rasch und ruhig vergingen die Tage auf hoher See. Am dritten Tage nach der Abfahrt von Rio erreichten wir Bahia, und dann ging's in rastloser Fahrt nach Madeira, das am 2. August nachmittags gesichtet wurde. Es war an einem Sonntag. Wir fuhren in den Hafen und warfen Anker. Das Agentenboot rief heran und kommt längsbeiseits. „Haben Sie Ladung für mich?“ fragt der Kapitän von der Kommando-Brücke aus mit dem Sprachrohr. „Nein,“ schallt es zurück. „Sie müssen hier liegen bleiben, ich habe Order von Hamburg, alle unsere Schiffe hier aufzuhalten!“ „Nanu, was ist denn das? Warum denn, was ist denn los?“ schwirren ringsum sofort die Fragen der verblüfften Passagiere, die den Wortwechsel mit angehört haben. Der Agent kommt an Bord. Der Kapitän geht ihm entgegen. Die Passagiere umdrängen die beiden. „Herr Kapitän,“ sagt kurz der Agent, „wir sind im Kriege! Deutschland hat gestern an Rußland und Frankreich den Krieg erklärt, und Sie können deshalb nicht weiterfahren, sondern müssen hier im neutralen Hafen von Madeira liegen bleiben.“ Alles war zunächst sprachlos, man konnte das Gehörte nicht glauben noch fassen. Waren wir doch im tiefsten Frieden abgereist und hatten auch unterwegs nicht das geringste von irgendwelchen kriegerischen Verwicklungen gehört. Und nun auf einmal Krieg, Krieg bei uns daheim im lieben deutschen Vaterlande! Es war eine überwältigende Botchaft, die man in ihrer ungeheuren Bedeutung erst allmählich begreifen konnte. Eine fieberhafte Aufregung überfiel uns alle. Nachdem wir uns von dem Agenten das wenige, was er ja auch nur wissen konnte, immer und immer wieder hatten erzählen lassen, fuhr ich mit dem Kapitän und dem Schiffsarzt an Land. Dort waren wir so glücklich, ein paar deutsche Zeitungen vom 27. und 29. Juli aufzutreiben, aus denen wir in fliegender Hast die Vorgeschichte des Krieges erfahen. Und dann

fuhren wir zurück an Bord unseres im Hafen liegenden Schiffes, auf dem ich noch die ganze lange Woche in fürchterlicher Stimmung ausharren mußte, ehe es mir nach mühseligen Anstrengungen und für ein Geldgeld gelang, mit dem aus Südafrika kommenden portugiesischen Dampfer „Mocambique“ nach Lissabon weiterzufahren.

Am 11. August kam ich in Lissabon an und war froh, wenigstens wieder in Europa zu sein. Die portugiesische Hauptstadt war mir schon von früher bekannt, und ich wußte, wo ich liebe deutsche Landsleute treffen konnte. In den behaglichen Räumen des Deutschen Klubs, mit dessen Mitgliedern und Gästen ich die meiste Zeit meines zehntägigen unfreiwilligen Aufenthaltes in Lissabon verbrachte. Es versteht sich von selbst, daß wir kaum etwas anderes redeten als über den Krieg. Da gab's keinen unter uns, der nicht unerschütterlich von einem Sieg der guten Sache Deutschlands überzeugt war. Obwohl die zahlreichen portugiesischen Zeitungen Tag für Tag ganz fürchterliche Meldungen über Niederlagen unserer Truppen und die Zustände in Deutschland brachten.

Mittlerweile hatten wir in Erfahrung gebracht, daß ein aus Südamerika kommender holländischer Dampfer Lissabon anlaufen und dann gleich nach Amsterdam weiterfahren würde. Wir stürmten zur Agentur. Dort erfuhren wir, daß man ausschließlich nur an solche Deutsche Passagen verkaufe, die durch eine Konsulatsbescheinigung nachweisen könnten, daß sie nicht mehr militärfähig seien. Die meisten von uns konnten natürlich diese Bescheinigung nicht beibringen, ich aber konnte sie beschaffen und erhielt nach Bezahlung des um hundert Prozent erhöhten Fahrpreises meine Passage.

Freitag, den 21. August verließ ich an Bord des holländischen Loxdampfers „Zeelandia“ den Lissaboner Hafen. Wir sind jedoch noch nicht aus der Teufelshunde herausgefahren, als wir durch Kanonenschuß eines portugiesischen Kreuzers zum Halten aufgefordert werden. Eine Schaluppe des Kriegsschiffes legt sich mit einem Offizier und mehreren Matrosen längsbeiseits. Der Offizier kommt an Bord, prüft beim Kapitän die Schiffspapiere, und nach einer Viertelstunde Aufenthalt dürfen wir weiterfahren. Kaum haben wir jedoch das freie Meer erreicht, als wir durch Flaggensignale eines dort liegenden englischen Kreuzers wieder zum Halten aufgefordert werden. Zwölf englische Marinesoldaten, sämtlich mit Rotwesten umgürtet, rudern zwei Offiziere heran, die an Bord kommen und nach etwa einfündigem Verweilen beim Kapitän das Schiff wieder verlassen. Nach dieser ersten Begegnung mit den Herren der Meere dürfen wir weiterfahren. Nachts muß unser Schiff wegen dichten Nebels wiederholt stoppen.

Am andern Tage gegen Mittag erreichen wir die spanische Küste und laufen in den Hafen von Vigo ein. Hier erhalten wir 38 neue deutsche Passagiere, die auf einer Bergnigungsreise durch Spanien von dem Kriegsausbruch überrascht worden waren und drei Wochen lang an Bord des im neutralen Vigoer Hafen liegenden Loxdampfers „Goeben“ Zuflucht gefunden hatten. Die Neuentommlinge erzählen, daß die Gefinnung der spanischen Bevölkerung durchaus deutschfreundlich sei, was wir zu unserer Genugtuung auch in den Meldungen und Zeitartikeln der spanischen Presse bestätigt finden. Wir fahren weiter, und am andern Morgen, als wir in aller Herrgottsfrühe an Deck kommen, sind wir mitten im Golf von Biscaya. Ein großes englisches Kriegsschiff liegt direkt vor uns, ein zweites ein wenig weiter entfernt. Flaggensignale fordern uns zum sofortigen Halten auf. Zwei englische Offiziere kommen an Bord, untersuchen die Schiffspapiere und Ladung, machen einen Rundgang durch alle Räume und geben dann nach einfündigem Aufenthalt die Erlaubnis zur Weiterfahrt. Kaum fahren wir wieder eine halbe Stunde, als wir durch einen Kanonenschuß des zweiten englischen Kriegsschiffes zum abermaligen Halten aufgefordert werden. Wir stoppen. Der Dreadnought „Inflexible“, bekannt als Flaggenschiff des Mittelmeergeschwaders, kommt schnell längsbeiseits und hält in nur etwa hundert Meter Abstand vor uns. Das Deck dieses mächtigen Schlachtschiffes können wir deutlich überblicken. Hunderte von Matrosen stehen hinter der niedrigen Kelling, der Admiral, durch das Glas zu erkennen an seinem Abzeichen, auf der Kommando-Brücke. Gefahrdrohend ragen aus dem gepanzerten Schiffsleib die langen Rohre der Kanonen. Von vierzehn Matrosen gerudert, kommen drei Offiziere der „Inflexible“ zu uns an Bord. Sämtliche männliche Passagiere müssen auf Deck antreten und der Reihe nach ihre Papiere vorzeigen, die von den englischen Offizieren genau geprüft werden. Ein Offizier unserer „Zeelandia“ dient als Dolmetscher. Allgemein wird anerkannt, daß die Generalmusterung der Passagiere von den englischen Offizieren sehr ruhig und taktvoll vorgenommen wurde.

Mittlerweile ist auch das andere Kriegsschiff, das uns zuerst angehalten hatte, wieder herangekommen und stoppt auf unserer anderen Längsseite, so daß wir mitten zwischen zwei englischen Kriegsschiffen liegen. Während wir nun alle auf Deck standen und im erwartungssoollen Schweigen unsere Pässe zur Prüfung bereit in den Händen hielten, geschah ganz plötzlich etwas so Eigenartiges, daß wir vor zunächst ganz unerklärlicher Überraschung zusammenfuhren: die wohlbetannten Klänge der Deutschen Nationalhymne, „Heil Dir im Siegertranz“ ertlangen machtvoll und feierlich in die tiefe Stille des Sonntagmorgens



Raft.

Aus dem Skizzenbuch des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hagen.



Morgenwäsche.

H. v. H. Dresse am 7/11/14.

hinein. Und kaum war diese Melodie, die jedes echten Deutschen Herz höher schlagen läßt, verklungen, da jubelte es „Deutschland, Deutschland über alles“ über das Weltmeer hinweg. Unter den obwaltenden Umständen kam es einem wie eine Offenbarung vor. Doch des Rätsels Lösung war sehr einfach. An Bord des dicht neben uns liegenden englischen Kriegsschiffes wurde gerade die Sonntagsandacht gehalten, und man hatte erst „God save the king“, das dieselbe Melodie hat wie die deutsche Nationalhymne, gesungen und darauf einen Choral mit der Melodie von „Deutschland, Deutschland über alles“.

Inzwischen hatten die englischen Offiziere sich sämtliche Passagiere und deren Papiere genau angesehen, und wir konnten nach mehrstündigem Aufenthalt die Reise wieder fortsetzen. Für diesen Sonntag hatten wir nun Ruhe vor den Eng-



Ragerleben.

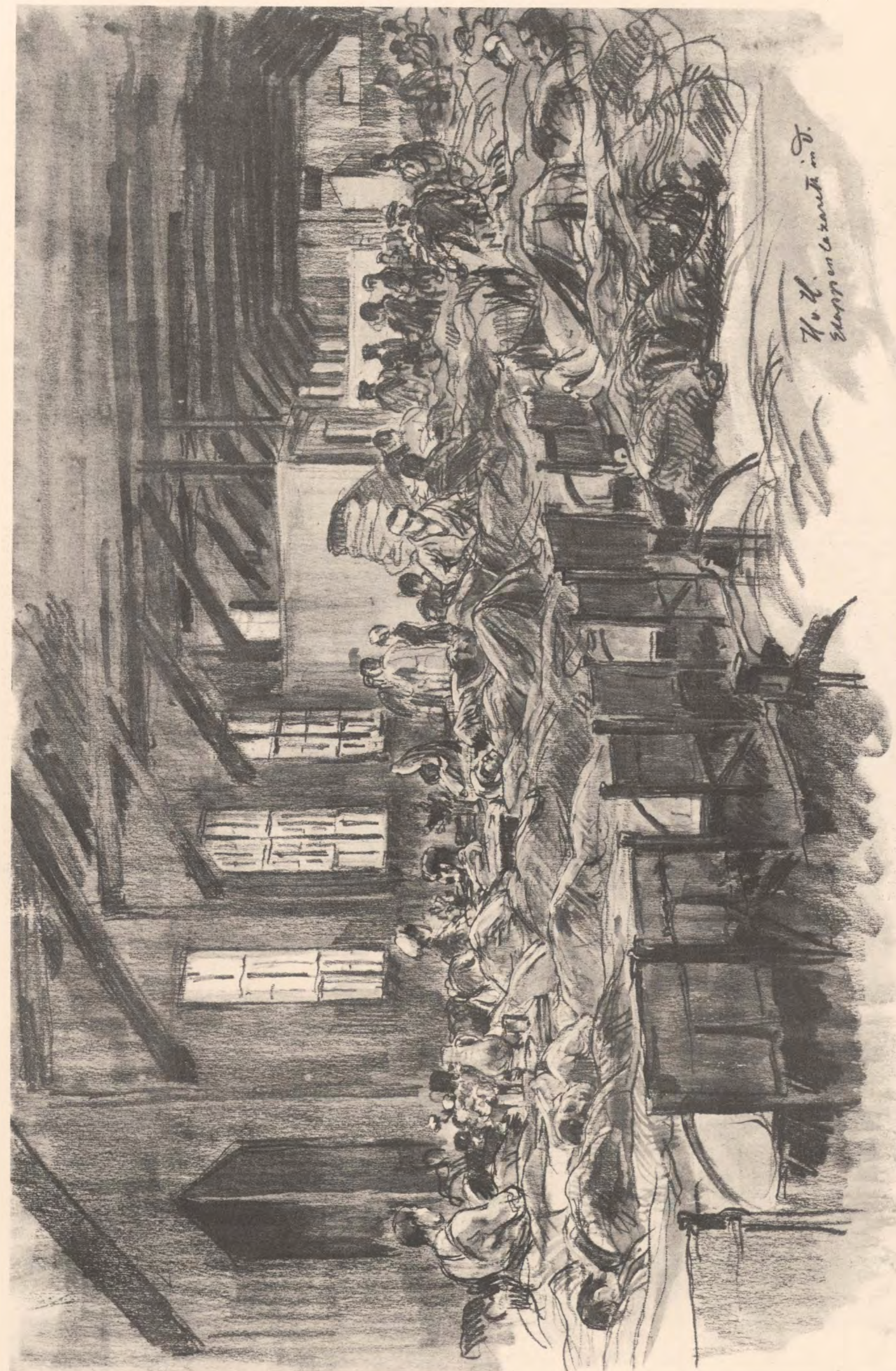
ländern, am folgenden Tage aber schon sollte sich unser Schicksal erfüllen. Im Laufe des Vormittags begegneten wir den englischen Kriegsschiffen „Diamond“, „Exmouth“ und „Eclipse“, deren jedes unser Schiff zum Stoppen zwang und die Erlaubnis zur Weiterfahrt erst nach mehr oder minder langwierigem Austausch von Flaggenignalen gab. Eins dieser Schlachtschiffe schoß sogar zweimal scharf hinter uns her, als unsere „Zealandia“ nicht sofort hielt. Die Geschosse schlugen nur etwa 50 m seitlich unseres Schiffes ins Wasser. Nachmittags 3 Uhr erfolgte die Ankunft im Plymouther Hafen. Ein englischer Stabsoffizier kam an Bord und rief sämtliche deutsche Passagiere im Rauchzimmer der ersten Klasse zusammen. Hier wurden dann die Ausweispapiere nochmals genau geprüft, und der Schlusseffekt der ganzen Geschichte war, daß sämtliche Deutsche



Zur Mittagszeit.

H. v. H. Dresse am 7/11/14.

Aus dem Skizzenbuch des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hanel.



H. v. H. Gruppenlager in D.

Am Gruppenlager.
Aus dem Skizzenbuch des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hanel.

im Alter von vierzehn bis sechzig Jahren durch Vermittlung des wieder als Dolmetsch fungierenden Bordzahlmeisters den Befehl erhielten, die „Zealandia“ in einer halben Stunde zu verlassen und den englischen Soldaten mit an Land zu folgen. Ausgenommen von dieser Bestimmung wurden nur ein paar alte Herren, die stark hinkten und an Stöcken gingen. Nun gab es einen sehr schmerzlichen Abschied. Eine große Anzahl der deutschen Herren reiste in Begleitung ihrer Frauen, von denen sie nun auf unbestimmte Zeit und in eine ganz ungewisse Zukunft hinein scheiden mußten.

Mit Luchterschwenten und Hurraufen: fuhren wir auf einem kleinen englischen Dampfer ab und in den eigentlichen Kriegshafen von Plymouth hinein. Dabei hatten wir die schönste Gelegenheit, die verschiedenen Forts, die mit Kanonen besetzten Ufer und die zahlreichen Werften, in denen überall eifrig gearbeitet wurde, in Augenschein zu nehmen. Es war schon dunkel geworden, als wir nach knapp einstündiger Fahrt am Fuße einer kleinen Anhöhe landeten, auf der wir ein maliges, lang hingestrecktes Gebäude erblickten. Was wir da sahen, waren die Detention (Gefängnis) Barracks von Bull Point, unsere Wohnstätte für sechzehn lange Tage.

Nach einer mühseligen Wanderung mit unserem Gepäck den steilen Berg hinauf zogen wir in ziemlich gedrückter Stimmung in das Gefängnis hinein, an dessen eisernem Tor uns Soldaten mit aufgezogenem Bajonett

8 Uhr bis abends 7 Uhr durften wir uns innerhalb der Gefängnismauer frei bewegen. Dauerhaft und politischer Dauerdisput waren unsere Hauptbeschäftigungen. Zu ernster Arbeit fehlte alle innere und äußere Ruhe. Mit Spannung wurde jeden Tag das Erscheinen der „Times“ erwartet, die wir uns aus der Stadt holen ließen, und die dann sofort von einem des Englischen kundigen Herrn vorgelesen wurde. Dabei wußten wir natürlich genau, daß wir nur einen geringen Bruchteil des prahlerischen Geschreies für bare Münze nehmen durften.

Unvergeßlich wird mir stets der erste Sonntagmorgen während dieser Kriegsgefangenschaft sein, an dem wir in der Turnhalle zu einer Andacht zusammenkamen. Ein mitgefangener Schulinspektor aus Bremen, ein Mann mit schneefarbener Haar und Bart, hielt eine von Herzen kommende und zu Herzen gehende Ansprache, und ein ebenfalls mitgefangener Musikvirtuose von Beruf trieb uns durch sein ergreifendes Spiel das Wasser in die Augen.

Dienstag, den 1. September, gab es in unserem Tagesprogramm eine willkommene Abwechslung durch die Ankunft von dreißig Landsleuten, die aus dem Hauptgefangenenquartier in Dorchester kamen. Sie erzählten, daß sie, mit dem holländischen Dampfer „Tubantia“ von Südamerika kommend, am 4. August im Hafen von Plymouth den Engländern in die Hände gefallen und als Kriegsgefangene weggeschleppt worden seien. Nach mehrwöchiger Gefangenschaft in Dorchester, wo sich zur-

frohe Gedanken zu erwecken. Und doch war es für uns der wunderbare, ewig dankwürdige Tag, der uns völlig unerwartet die schmerzlich vermehrte, heißersehnte Freiheit wieder bescherte. Kurz und knapp erhielten wir von unserem Oberaufseher, dem erwähnten holländischen Kapitän, die Mitteilung, daß die Gefangenen von der „Tubantia“ und „Zealandia“ mit Ausnahme der Österreicher innerhalb einer Stunde mit samt ihrem Gepäck am Hafen zu sein hätten, um an Bord der seit mehreren Tagen im Hafen liegenden „Hollandia“ nach Holland befördert zu werden. Unsere Freude über diese unerwartete Wendung zu schildern, kann ich mir wohl ersparen. Warum wir freikamen und die anderen Deutschen und die Österreicher nicht, wissen wir nicht zu sagen. Eine unter uns der Freiheit wiedererlangten Deutschen in aller Eile noch veranstaltete Sammlung für unsere Gefängnisaufsäher, altgediente Soldaten, die stets freundlich zu uns gewesen waren, ergab fast 200 *fl.*

Dann aber rannten wir zum Hafen und wurden von einem kleinen Dampfer an Bord der „Hollandia“ gebracht, die derselben Gesellschaft zugehört wie die „Zealandia“ und „Tubantia“, für die wir ja noch die bis Amsterdam gültigen Fahrkarten in der Tasche hatten. Darauf wurden wir nun befördert. Wer seinen Fahrchein verloren hatte, mußte nachzahlen. Nachmittags 4 Uhr fuhr unser Dampfer ab, immer in Schweite der englischen Küste. Nach Einbruch der Dunkelheit konnten wir feststellen, daß die Leucht-



Eine Munitionskolonne.

Aus dem Skizzenbuch des auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindlichen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hanjet

empfangen. Von einem Landsmann, der perfekt Englisch konnte, wurden wir als „prisoners of war“, als Kriegsgefangene, in das uns vorgelegte amtliche Register eingetragen. Es ergab sich dabei, daß wir im ganzen 53 Häftlinge waren.

Nachdem die Registrierung erfolgt war, erhielten wir jeder eine kleine Zelle mit Gitterfenster und als Bettstatt eine Hängematte. Es wurde uns zur Pflicht gemacht, unsere Zelle und auch die Gänge des Gefängnisses täglich zu kehren und auszuwaschen. Als Abendessen wurde uns ein Täßchen schwarzer Tee und zwei Keks verabfolgt, die Umfang, Dide und Härte von hölzernen Schindentellern hatten. Wir bezeichneten diese steinharten Dinger, die in der Folge einen immer wiederkehrenden Hauptbestandteil unserer Verpflegung bildeten, kurzweg als „Hundetuchen“. Das Essen wurde dann nach den ersten paar Tagen ein klein wenig besser, aber über ein Stück hartes Rindfleisch und drei kalte Pellkartoffeln kamen wir nicht hinaus.

Am nächsten Vormittag werden wir auf den von hohen Mauern umgebenen Gefängnisurnplatz gerufen, wo ein schottischer Hauptmann mit unglaublich langen Beinen, die in einer engen schottischen karierten Hose stecken, eine Art Appell über uns abhält. Auf Unordnung dieses Herrn, der uns nun täglich je einmal antreten ließ und nach etwaigen Beschwerden und Wünschen fragte, teilten wir uns in Sektionen mit verantwortlichem Primus inter pares. Der schottische Hauptmann aber war bei uns bald infolge seines stets mürrischen, hochmütigen Wesens sehr unbeliebt, während wir einen alten Admiral und einen Generalmajor, die uns auch einmal inspizierten, sehr sympathisch fanden. Im übrigen ergaben wir uns bald mit Humor in unser Schicksal. Von vormittags

zeit noch mehr als tausend deutsche Gefangene befanden, war ihnen dann völlig unerwartet am 31. August eröffnet worden, daß sie wieder frei seien und von Plymouth aus mit einem holländischen Dampfer nach dem Festlande befördert werden würden. Aus welchem Grunde man diese dreißig jungen kräftigen Leute so auf einmal freigelassen hatte, wußten sie sich selber nicht zu erklären. Einige glaubten, daß dies auf Einspruch der holländischen Regierung geschehen sei, weil sie noch am 1. August vor Ablauf der vierundzwanzig Stunden verhaftet worden seien, die nach dem Völkerrecht jeder Ausländer Zeit habe, um das Land zu verlassen. Obwohl jeder von ihnen nun seinen Freilassungsschein in der Tasche hatte, mußten sie doch zu ihrem größten Verdruß noch volle acht Tage warten, bis die Stunde der Freiheit wirklich schlug. Wir anderen, von der „Zealandia“ heruntergeholt, hatten uns allmählich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß wir wohl oder übel bis zum Friedensschluß gefangen in England bleiben würden. Auch die wenigen, die, z. B. wegen ihres hohen Alters, noch immer Hoffnung auf Freilassung hatten, ließen allen Optimismus schwinden an dem Tage, da wir einen Zuwachs von sechsundzwanzig Deutschen erhielten, die ebenfalls im Plymouther Hafen an Bord der „Hollandia“ festgenommen worden waren. Das war am 7. September. Unter diesen Neuanfänglingen befanden sich Herren über sechzig Jahre sowie ein vierzehnjähriger Schüler mit kurzen Haaren. Sie erzählten, daß ihr von Südamerika kommendes Schiff schon bei den Kanarischen Inseln von einem englischen Kreuzer um vierzig junge deutsche Refereuten erleichtert worden sei.

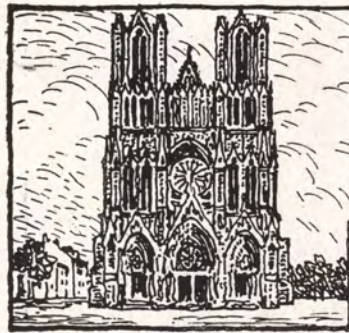
So trübelig standen die Dinge, als mit wolkenverweim Himmel und strömendem Regen der 9. September hereinbrach, trüb und naßkalt, gar nicht dazu angetan, hoffnungs-

feuer an der englischen Küste noch nicht gelöscht sind. Am nächsten Tage, dem 10. September, früh 6 Uhr, sichteten wir etwa 20 Meilen südlich von Dover sechzehn große Schlachtschiffe, die in geringen Abständen nebeneinander lagen und anscheinend eine Verbindung zwischen der französischen und der englischen Küste darstellten. Um 10 Uhr morgens passierten wir Dover, bekanntlich die schmalste Stelle im Kanal. In der Nähe des dortigen Hafens sahen wir die Mastspitzen eines gesunkenen Dampfers aus dem Wasser ragen. Im Hafen selbst erblickte ich mehrere Torpedoboote und ein großes Lazarettsschiff. Abends 9 Uhr erreichten wir die holländische Küste bei Ymuiden, wo wir bis früh um 6 Uhr liegen blieben. Dann ging's in flotter Fahrt weiter nach Amsterdam, wo wir am Freitag, den 11. September um 9 Uhr vormittags eintrafen.

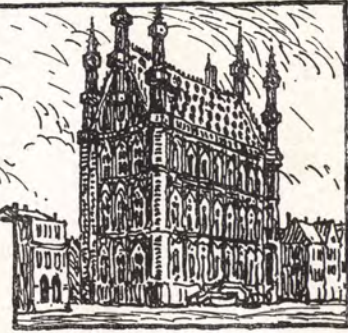
Nun waren wir wieder auf dem Festlande, nur wenige Stunden noch, und wir atmeten die Luft der Heimat. Ja, es ist Wahrheit, o welches Glück! Ich eile in die Stadt hinein und laufe an deutschen Zeitungen zusammen, was ich nur aufreiben kann, Duzende, alte und neue. Und dann saßen wir im Zuge, der mit uns zur deutschen Grenze eilte, und lasen, lasen, lasen, bis uns die Augen wehtaten. Das Herz lachte uns im Leibe, als wir nun aus unseren guten deutschen Zeitungen ersehen, daß es mit unserer gerechten Sache so über alle Erwartungen gut stehe. Unsere Landsleute hatten all diese herrlichen Siege errungen, unsere deutschen Brüder, zu denen wir jetzt weit über das Weltmeer aus fernen Ländern zurückgekommen waren. Wir lachten und jauchzten und schüttelten uns die Hände. Und jubelnd und frohlockend sang es mächtig im Chöre: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Die Vernichtung französischer Artillerie in den Kämpfen zwischen der Aisne und der Oise. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Willy Moralt.



Krieg und Kultur.



I. Von Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Lamprecht, Leipzig.

Riegerische Zeiten sind Perioden, in denen sich zunächst das staatliche, politische Leben auswirkt. Das Wort von Clausewitz, der Krieg sei die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, ist in jedem Sinne, sowohl für die äußere wie für die innere Politik, richtig. Die Kultur dagegen ist ein Erzeugnis der Nation, deren Umfang keineswegs mit dem des Staates zusammenzufallen braucht; sie kann nur auf friedlichem Wege gewonnen werden, und sie bedeutet das eigentliche Herz und die Seele der nationalen Entwicklung. In den meisten Zeitaltern höchster Kultur der Völker fällt aber nationaler Staat und Nation zusammen; der Staat, der an sich nur auf Machtzwecke geht, wird dadurch allmählich mit den Zielen der Kultur infiltriert, und es entsteht jenes eigentümliche Etwas einer Kulturpolitik, das auch in unserem Reiche seit mindestens zehn Jahren in immer stärkerem Maße zu spüren gewesen ist. Freilich ist auch diese Entwicklung keineswegs ohne Vorperioden. Während der mittelalterliche Staat nur die primitive Absicht hatte, durch eine gewisse Machtentfaltung der öffentlichen Gewalt den Frieden zu sichern, ist die absolute Monarchie an sich allerdings auch nur auf die Entfaltung von Macht gestellt und kennt somit als große Ziele ihrer Tätigkeit eigentlich nur die Entwicklung des Heeres für die äußere Macht und der Polizei für die innere, dazu noch die Durchbildung der Finanzen als das notwendige Mittel zur Durchführung der eben genannten Ziele. Aber charakteristisch ist dabei, daß die Ziele der absoluten Monarchie sich allmählich mit Idealen eines höheren Staatslebens durchdringen, die ihrerseits aus der Kulturbewegung der Nation heraus erwachsen. So hat schon die Entwicklung der lutherischen, bzw. evangelischen Idealanschauungen über den Staat auf die sich bildende deutsche absolute Monarchie eingewirkt, so seit dem siebzehnten Jahrhundert die damals selbstständig werdende Philosophie, bis mit dem Philosophen von Sanssouci der erste Inhaber einer absoluten Gewalt in Deutschland den Thron bestieg, der sich dem Programm der nationalen Kulturbewegung annäherte und fast fügte. Von da an aber beginnt eine ununterbrochene Entwicklung der öffentlichen Meinung im weitesten und besten Sinne dieses Wortes zu verlaufen, in ihr kommen die zunehmenden Kultur Tendenzen der Nation zum Ausdruck und erfüllen den Staat mit immer höheren geistigen und zugleich nationalen Idealen.

Es ist der Vorgang, in dem die Nation mehr wie jemals im Kreise ihrer europäischen Schwestern stark und auch nach außen gewendet geistige Werte zu schaffen beginnt, die über die Grenzen der Nation hinaus die Weltgeschichte bewegen. War in dieser Beziehung die Reformation ein erster schon gewaltiger Beitrag, so erweist sich immer mehr, daß der durch unseren Klassizismus und das Denken wie das Empfinden unserer Romantik gelieferte Beitrag

den Charakter einer geradezu weltbeherrschenden Einwirkung hat und gehabt hat.

Der Bedeutung dieser Werte wird man sich erst dann ganz bewußt werden, wenn man bedenkt, daß die allgemeinen kosmopolitischen nationalen Werte dargestellt werden.

Die Erfolge des Wirtschaftslebens, die Formen des Staats- und des Heereswesens, ja selbst die schon feineren Formen des Rechtes lassen sich sehr schwer von einer Nation auf die andere übertragen; ganz anders mit der Kraft feinsten Durchdringung ausgestattet sind die großen geistigen Errungenschaften der bildenden Künste, der Dichtung wie der Musik, vor allen Dingen aber des Denkens und der sittlichen Empfindung, und es gibt nichts in der Welt, das annähernd so stark wäre wie der Geist, der eine Weltreligion erzeugt und durchwaltet. Hier liegen die großen Zusammenhänge, die, aus den einzelnen Nationen hervorgehend, das Ganze der Geschichte erfüllen und, die unsterbliche Frucht aller menschlichen Entwicklungen, den Gedanken der Menschlichkeit selbst heranreifen lassen.

Vergegenwärtigt man sich dies, so versteht man sehr wohl, daß Kulturwerte die Schöpfungen nicht des einzelnen, sondern der großen menschlichen Gemeinschaft sind, und daß ebendeshalb jeder an ihnen schöpferisch beteiligt ist. Wer diese Kulturwerte zerstört, der zerstört daher sein eigenes Bestes oder das, was Brüder der großen menschlichen Gemeinschaft als ihr Eigenstes und Bestes geschaffen haben. Und es handelt sich dabei um unerfessliche Verluste, die namentlich in der bildenden Kunst, wo aller Eindruck auf das Auge gestellt ist, leicht erfolgen können. Es ist Selbstmord an den eigenen tiefsten Entwicklungstendenzen der Menschheit, wenn diese Kräfte und Schöpfungen zerstört werden.

Gewiß sind diese Zusammenhänge nicht jedem unmittelbar gegenwärtig. Aber das eine darf vom deutschen Volke behauptet werden, daß jedermann von

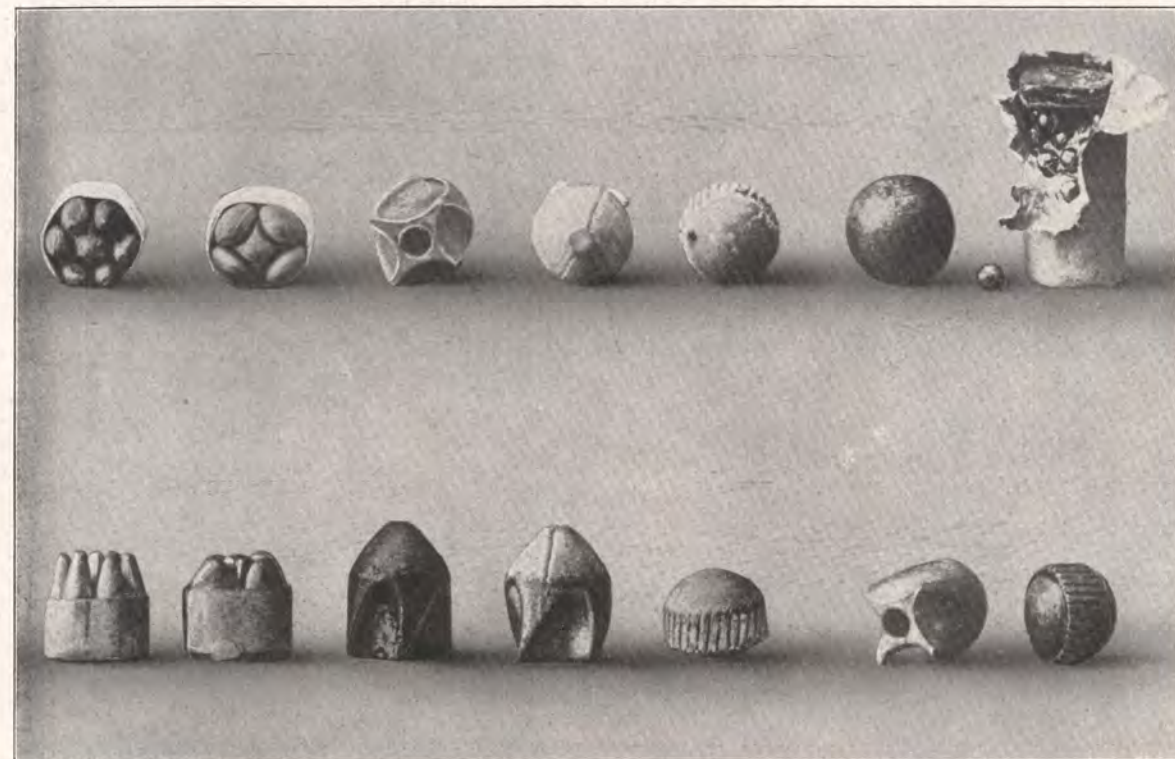
gefunden Sinnen und erwachsenem Körper innerhalb unseres Volkes von diesen Zusammenhängen eine Ahnung hat und Erziehung genug, um nach dieser Ahnung zu handeln. Tausende von Malen haben das die einfachen Söhne unseres Volkes bewiesen, indem sie da, wo unter gefährlichen Umständen, namentlich im Kriege, Kunstwerke gefährdet waren, mit Verleugnung ihres Lebens zur Rettung eingesprungen sind, gleich als handle es sich um das kostbarste aller Rettungsobjekte, um Menschenleben selbst.

Voraussetzung einer solchen Tätigkeit ist aber, daß im Kriegsfalle Kulturobjekte der bildenden Kunst nicht von dem Gegner zu kriegsfeindlichen Zwecken benutzt werden. Kunstwerke müssen innerhalb eines Krieges als in jeder Hinsicht neutral gelten und dürfen deshalb von keiner der kriegführenden Parteien in den Kreis der militärischen Berechnung oder gar der kriegerischen Ausnutzung gezogen werden. Geschichte dies trotzdem, so ist klar, daß der kulturfeindliche Barbar derjenige ist, der hohe Kulturwerte in den Kreis der kriegerischen Tätigkeit überhaupt einbezieht.

Die Anwendung dieser Säge auf die Vorkommnisse des Krieges von 1870/71 oder gar auf die Zeit der Napoleonischen Kriege ergibt für Frankreich eine merkwürdige Abrechnung. Wir führen diese hier nicht durch. Nach dem, was damals geschehen ist, kann es aber nicht verwundern, wenn auch jetzt wieder in Reims und den anderen Orten die Kunstwerke seitens der Franzosen durch militärische Ausnutzung einem barbarischen Verfahren unterzogen worden sind.



Die Beschießung eines russischen Flugzeugs durch deutsche Infanterie.



Womit die Fronttruppe auf unsere Truppen schießen.

II. Von Geh. Regierungsrat Dr.-Ing. Hermann Muthesius, Berlin.

Jeder Krieg bringt Überraschungen. In langen Friedenszeiten hat sich allerbald entwickelt, das im Kriege nun die Probe bestehen muß. Über den Ausfall können vorher nur Vermutungen aufgestellt werden. Große, über die ganze Welt verbreitete Ansichten erweisen sich als unzutreffend. Ein als mächtig angesehenes Land bricht plötzlich zusammen, gering eingeschätzte Völker erheben sich plötzlich zur Bedeutung. Neue Waffen bringen neue Kampfweisen mit sich. Diese Kampfweisen ändern alle Vorstellungen über Taktik und Erfolg. Das ist auch in diesem Kriege der Fall gewesen und wird noch weiter der Fall sein.

Das völlig Neue, bisher Unerhörte dieses Krieges liegt jedoch auf einem andern Gebiete. Zwar sind unsere 42-cm-Mörser ein deutscher Besitz, der die Gegner vollständig übertrifft und deren Angriffsweg und Verteidigungspläne zerstört, zwar sind die Unterseeboote ein Kampfmittel, dessen enorme Bedeutung einzelne Stimmen vorausgesagt hatten, dessen Wundern aber doch immer noch in Erstaunen setzen. Auf solche und ähnliche Dinge konnte man rechnen. Womit man nicht rechnen konnte, und womit wir Deutschen wenigstens nicht gerechnet haben, das ist die systematische Verbreitung der Lüge, der sich unsere Feinde bedienen. Betroffen steht Deutschland hier vor einem Zeugnis der Unehrlichkeit, ja, der moralischen Verunreinigung seiner Gegner, die es diesen nie zugetraut hatte. Abgesehen von der Entdeckung, daß alles schon abgekartet war, daß russische und englische Staatsmänner Verhandlungsbereitschaft simulierten, wo sie gar nicht verhandeln wollten, erhob sich sofort bei Ausbruch des Krieges ein heftiger bewußter, frechter, unverhämter Lüge gegen Deutschland, der von Frankreich und England, den Besitzern der beiden größten Nachrichtenbureaus und der Welttabelle, über den ganzen Erdball ausgedehnt wurde. War man auch von 1870 her sich bei Frankreich darüber im klaren, daß es kleinste Hin- und Herbewegungen im Verlaufe der militärischen Operationen als glänzende Siege französischer Waffen darstellen würde, konnte man sich auch von Rußland, das seine Einwohner stets im Dunkeln läßt, ähnlicher Maßnahmen versehen, so hat es doch alle Welt überrascht, daß England gerade die Führung in diesem bewußten frechen Lügenfeldzug übernahm. England ist als „peridies Albion“ in der Geschichte bereits gekennzeichnet. Wir kennen es als rücksichtslosen, nur seine egoistischen Geschäftszwecke verfolgenden Staat, der noch dazu stets von dem Betreben befeuert war, andere Nationen in Streit zu verwickeln, um bei jeder Gelegenheit sich selbst Vorteile zu verschaffen. Bismarck hat das bei jeder Gelegenheit

betont. Bismarck konnte aber noch die Ansicht vertreten, daß der einzelne Engländer anständig sei. So sehr war das allgemeine Überzeugen der Welt, daß das Wort „Gentleman“ eine internationale Bedeutung für ritterliches, zuverlässiges persönliches Verhalten war. Das kann heute nicht mehr aufrechterhalten werden. Man kann es nicht verstehen, daß englische Gesandte in neutralen Ländern an ihren Botschaftsgebäuden als amtliche Nachricht bezeichnete freche Lügen anschlagen, wie es der englische Botschafter in Konstantinopel mit der Nachricht tat, daß die deutsche Flotte in einer großen Seeschlacht in der Nordsee vollständig geschlagen sei und 24 Schiffe verloren hätte. Das Wort „Gentleman“ kann auf den Engländer von heute nicht mehr angewandt werden. Wir Deutschen haben Veranlassung, es aus dem Sprachschatze zu streichen oder für die Folge in einem dem bisherigen entgegengesetzten Sinne zu gebrauchen.

Überhaupt ist es traurig, bei dieser Gelegenheit zu beobachten, daß die Moral und die Zivilisation in der Welt nicht getiegen, sondern eher gesunken sind. Denn neben den hinterlistigen Fronttruppenüberfällen, denen unsere Truppen namentlich in Belgien begegnet sind, kann es kein augenscheinlicheres Zeugnis für die gesunkene Moral geben als die Verleumdungen, mit denen uns niederzuringen das bisher so stolze England offenbar als seine Hauptaufgabe betrachtet. Unsere Feinde sehen alles daran, nachdem sie uns auf ehrliche Weise nicht schlagen können, wenigstens unseren moralischen Ruf in der Welt zu vernichten. Zu diesem Zwecke werden freie Erfindungen über angebliche Grausamkeiten der deutschen Truppen gemacht und mit dem ganzen Apparat, den Welttabelle und organisierte Publizität bieten, über den Erdball verbreitet. Bandalen und Hunnen sind noch die gelindesten Ausdrücke für die Deutschen. Eine englische illustrierte Zeitung publiziert ein Bild, auf dem dargestellt ist, wie mit Maschinengewehren ausgerüstete deutsche Soldaten aus einem das Rote Kreuz tragenden Automobil schießen (s. Nr. 3716 S. 440). Diese Darstellung wird über die ganze Welt verbannt. Wir sehen sofort an Außerlichkeiten, daß das Bild gefälscht ist, indem alle Uniformen und technischen Details unrichtig sind, aber die Welt sieht es nicht.

Als Hauptargumente der deutschen Barbarei werden nun aber neuerdings die Zerstörung von Löwen und die Beschädigung der Kathedrale in Reims angeführt. Es war völlig selbstverständlich, daß man sich auf diese Dinge mit besonderer Vorliebe stützen würde, denn hier konnte man unter Vorzeigung von Photographien Zerstörungswut nachweisen, die selbst vor den überlieferten heiligen Kunstschätzen nicht haltmache, ja, sich der Vernichtung solcher unerfesslicher Güter der Menschheit mit besonderer Vor-



Ein von den Russen zerstörter Kolonialwarenladen.



Blick vom Kirchturm in Gerdauen auf die zerstörte Stadt.

Wie die Russen in Ostpreußen gehaust haben. (Nach photographischen Aufnahmen von Lubniet & Nidel in Königsberg i. Pr.)



Erzherzog Karl Franz Joseph.

Erzherzog Friedrich.

Von der zweiten Schlacht bei Lemberg: Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph und der österreichisch-ungarische Armeekommandant Erzherzog Friedrich verfolgen am 10. September den Verlauf der Schlacht östlich von Grodet.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ W. Gause.

liebe widmete. Unterstellt wird dabei, daß Deutschland ein unfünftlerisches Volk sei, dem sogar die Schöpfung der besten überlieferten Kunstwerke verschlossen bliebe. Der Umstand, daß Löwen zerstört sei, wurde denn auch mit einem wahren Freudenstöhnen über die ganze Welt verbreitet. Eine belgische Kommission machte sich sofort auf den Weg, um in Amerika Vorträge und öffentliche Protestversammlungen über die Barbareien der Deutschen zu halten. Und als schließlich die deutsche Artillerie einen auf den Türmen der Kathedrale von Reims errichteten französischen Beobachtungsposten zum Rückzug zwingen mußte, so war es geradezu vorauszuversagen, daß die französischen und die englische Presse sogleich in alle Welt polareisen würden, daß die deutschen Barbaren aus purer Zerstörungswut eines der herrlichsten Baudenkmäler aller Zeiten vernichtet hätten (diese Vermutung war dem ersten Gefechtsbericht des deutschen Hauptquartiers gleich angehängt). Und mit automatischer Promptheit telegraphierte denn auch am anderen Tage Herr Delcassé seine ähnlich gehaltene Protestkundgebung in die Welt hinaus.

Wie sollen wir uns gegen solche Unschuldbildungen verteidigen? Es ist für den antändigen Menschen außerordentlich schwierig und erfordert Geistesfertigkeiten, die wir Deutschen eigentlich gar nicht besitzen. Wir haben alle das Gefühl — und dieses Gefühl trägt sich auch in der deutschen Presse aus — daß man gegen freche Lügen dieser Art nur stummes Schweigen beobachten könne, da sie ja zu ungeheuerlich seien, um geglaubt zu werden. Dieser Standpunkt ist falsch. Zwar könnten wir über die durch Engländer und Franzosen in der ganzen Welt verbreiteten angeblichen fortlaufenden Siege mit einem Lächeln hinweggehen. Denn der Welt mußte es ja bald auffallen, daß unsere Feinde lediglich rückwärts siegen, und daß trotz der Siege die deutschen Truppen in Riesenschritten vorwärtsdrangen. Hier belehrten die Tatsachen. Aber unsere Feinde wissen sehr wohl, daß von dem Ruf der Barbarei, den sie uns zuerteilen wollen, etwas hängen bleiben wird, und darum pflegen sie dieses Gebiet mit so besonderer Vorliebe. Es wird daher unbedingt nötig sein, nach Friedensschluß bei allen fremden Mächten der Welt ein Dokument niederzulegen, welches attemmäßig und mit Beweisen die Vorgänge in Löwen und in Reims schildert. Aus diesem Aktentitel muß klar ersichtlich sein, erstens, daß von einer solchen Zerstörung, wie sie unsere Feinde in die Welt polareisen haben, gar nicht die Rede ist, daß vielmehr die kunsthistorischen Bauten, Skulpturen und Gemälde alle erhalten geblieben sind. Es muß zweitens dargelegt werden, wie die deutsche Heeresleitung alles darangesetzt hat, bei den ihr aufgezwungenen kriegerischen Operationen zu retten, was nur irgendwie zu retten war. Berichte von Augenzeugen haben ja bereits bewiesen, daß in Löwen das Rathaus unversehrt dasteht, und daß auch die Peterskirche in ihren als Baudenkmäl wesentlichen Bestandteilen gerettet worden, und daß die Kathedrale von Reims kaum beschädigt ist. Es muß hervorgehoben werden, wie mitten in der Niederlegung der Brandstreichhäuser unsere Kommandierenden darauf bedacht waren, diese Denkmäler zu erhalten. Und es müssen diese erhaltenen Denkmäler namentlich aufgeführt und abgebildet werden. Wird dies schon in bezug auf Löwen die erhobenen Vorwürfe entkräften, so erscheint das noch leichter bei der Kathedrale in Reims. Es zeugt von der hohen Unfähigkeit und fast an Selbstverleugnung grenzenden Ehrenhaftigkeit der Deutschen, daß ein sehr nahegelegener Gedanke hier noch nicht aufgefunden ist: daß nämlich die Beschädigung dieser Denkmäler provoziert sei. Ob es der Fall ist, ist natürlich im Augenblick nicht festzustellen. Allein, man kann mit Sicherheit annehmen, daß bei Vertauschung der Rollen unsere Feinde mit ihrer bewußten Verleumdungstaktik einen solchen Gedanken nicht nur geduldet, sondern in erste Reihe gestellt und in die ganze Welt hinausposaunt haben würden. Frage: Wie führt man sicher herbei, daß der Feind Kunstdenkmäler beschädigt? Antwort: Man bezieht sie in die militärischen Operationen ein.

Die Leichtigkeit, mit der derartige Beschuldigungen gegen Deutschland abgesetzt werden, hängt zusammen mit der eigentümlichen Rolle, die Deutschland in den letzten hundert Jahren in der Welt gespielt hat. Solange es schwach und wirtschaftlich untätig war, billigte man ihm gern den Ehrentitel des Volkes der Denker zu, bewunderte es als Land

tiefinniger Philosophen, größter Dichter und unerreichter Musiker. Man wurde aber ungemächlich, als sich Deutschland nicht nur wirtschaftlich regte und neben die anderen bisher führenden Länder sich zu stellen versuchte, sondern sogar auf diesem Gebiet eine ganz besondere Fähigkeit bekundete. Jetzt verlagte plötzlich die Erinnerung an unsere Philosophen, Musiker und Künstler. Das Konkurrenzgefühl überwand alles. Und als nun vollends Deutschland in gerechter Einschätzung seiner geographischen Stellung dem Grundfalsch hulbigte, daß es nur mit energischer Weiterentwicklung seiner Heereskraft und mit Neugründung einer möglichst starken Flottenmacht seine Existenz bewahren könne, da war alles aus. Der Gedanke liegt so nahe, eine kriegerisch tätige Nation, die siegreich mit ihren Waffen vordringt, als Barbaren zu bezeichnen. Und nachdem dieses Schlagwort schon in der Luft schwebte, waren Ereignisse, wie sie in Löwen und Reims leider eintreten mußten, ein nur allzu willkommener Vorwand für unsere Feinde, es zu prägen und zu verbreiten.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß das Kunstverständnis des Durchschnittsdeutschen dasjenige des Durchschnittsengländers weit überträgt und, wenigstens was Universalität der Bildung betrifft, den Vergleich mit dem des Franzosen nicht zu scheuen braucht. Deutschland ist geradezu das Zentrum der Kunstforschung. Es widmet sich nicht nur der Registrierung der Kunstdenkmäler seines Landes, sondern es hat vielmehr die Vornacht in der wissenschaftlich exakten Registrierung der Kunstschätze aller Länder. Das beweisen unsere großen Aufnahmewerke über antike Baukunst, unsere beständigen Forschungen und Ausgrabearbeiten in allen Teilen der Welt, die Monumentalwerke über italienische, spanische und französische Baukunst. Es ist nicht zu viel behauptet, daß kein Volk sich mit uns vergleichen kann in dem Interesse an den Werken alter Kunst. Als der Verfasser vor etwa zwanzig Jahren die Trümmerstätten der großartigen altindischen Bauzentren Agra und Delhi besuchte und darauf die Bibliotheken nach Aufnahmewerten dieser unerschöpflichen Fundgruben orientalischer Baukunst durchsuchte, entdeckte er zu seinem Erstaunen, daß die Engländer noch nicht darangegangen waren, diese Bauten sachgemäß aufzunehmen. Wären hier Deutsche die Herren gewesen, wie es die Engländer seit über hundert Jahren sind, so hätte es zu ihrer ersten Aufgabe gehört, durch wissenschaftliche Aufnahmewerke dafür zu sorgen, daß solche Schätze der Nachwelt erhalten würden. Wenn nun aber gesagt werden sollte, daß die Deutschen zwar ein rein wissenschaftliches Interesse an derartigen Dingen nähmen, aber kein lebendiges künstlerisches, so sei nur auf zwei Punkte hingewiesen, die dem widersprechen. Zunächst auf unsere Vandalenlust. Die Deutschen sind dasjenige Volk, das am meisten reist, mehr als Engländer und weit mehr als Franzosen. Trieb zu diesen Reisen ist der Kunstgenuß. Von uns reisen Arme und Unbemittelte in bescheidenem Anzuge, nur um ihrem künstlerischen Bedürfnisse und ihrem Bildungsdrange zu genügen. Deshalb kann man auch wohl mit Recht sagen, daß gerade der Ort Löwen seiner Nation mehr bekannt und von keinem Volke mehr geliebt und geschätzt wurde als von den Deutschen. Der andere Umstand ist ein solcher, der vorläufig auf der Welt noch keinen Kurzwert besitzt, ihn aber bald bekommen wird: es ist nämlich die Tatsache, daß Deutschland heute führend gerade auf dem Gebiete der zeitgenössischen Architektur ist, führend insofern, als die lebendigen Kräfte der Zeit gerade hier wirksam sind und die Weiterentwicklung der Architektur heute in Deutschland liegt. England kommt nicht in Betracht. Und Frankreich ist in der Routine erstarrt. In Deutschland aber ist seit zwanzig Jahren an neuen zeitgemäßen Ausdrucksformen in der Architektur mit ebenso großem Eifer wie Erfolg gearbeitet worden. Das sah und sieht das Ausland noch nicht. Es wird es aber leben. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß nach einem glücklich bestandenen Kriege die deutsche Vorherrschaft auch auf diesem Gebiete vor den Augen der ganzen Welt zutage treten wird. Ist aber das einmal der Fall, so werden auch törichte Gerüchte, daß die Deutschen in künstlerischer Beziehung Barbaren seien, verstummen und zu jenem harmlosen Neß von Märchen gehören, das unsere Feinde in einer eigentümlichen Mischung von Ohnmacht und Annäherung über diesen Krieg zu spinnen versuchten.

III. Von Professor Dr. h. c. Hans Thoma, Karlsruhe.

In chinesischer Vorzeit — es war, lange bevor Konfuzius seine Lehre verkündigte — da beherrschten die Herren der Menschen noch ungebrochen, ungebändigt die Urkräfte des Willens, und die Rede war: Ja — ja, nein — nein!

In jener harten Zeit gerieten zwei auserlesene Helden in Todfeindschaft, das hieß so viel, daß einer von ihnen das Leben lassen mußte. Sie griffen zu wuchtigen Schwertern zum Draufschlagen, auch zum schützenden Schild, ihre Leiber zu deden. — Die Helden waren sich gleich an Stärke. Der eine aber war schlau, er holte einen goldenen Schild, der mit Edelsteinen besetzt war, ein Schmuckstück von kunstreicher Arbeit, so daß es in der ganzen Welt nicht seinesgleichen gab — die Völker bewunderten ihn.

Mit diesem Schild gebachte er sich zu schützen, bedenkend, der Feind kann es nicht wagen, diesen glänzenden, weltberühmten Schild zu durchhauen, und so ist hinter ihm mein Leben wohlgeschützt, während das Schwert in meiner Rechten den Feind mitlauft seinem groben eisernen Schild vernichten kann; sollte aber der Feind den Mut haben, den goldenen Schild zu durchhauen, so werden die Umstehenden dies für eine Freveltat erklären und sagen, nur ein grober Bauer kann die Frechheit haben, dies Wunderwerk von Schild zu zerstören.

Das war sehr ausgedacht. Es kam aber anders, der Grobian dachte: Mein Leben ist mir lieber als der goldne Schild des Feindes, das Übelreden der Umstehenden kümmert mich nicht. Er holte aus zum Streich und zertrümmerte den Goldschild, so daß er dem Gegner fürderhin nichts mehr nützen konnte. Ob er den Feind getötet hat, konnte ich aus der alten Schrift nicht mehr erfahren. Möglich scheint es mir, daß

der Grobian damit zufrieden war, den Feind wehrlos gemacht zu haben, vielleicht ha er ihm sogar geholfen, den Schild wieder zu flicken, denn er hatte ja keine Feindschaft gegen den Schild. Die Chinesen sind in gar vielen Dingen für uns unberechenbar.

Diese alte Geschichte scheint sich bei vielen Kämpfen zu wiederholen, und sie ist mir eingefallen, als ich das Schicksal von Löwen und von Reims erfuhr.

Hart und urchtätig ist aber der heutige Kampf, denn es handelt sich um das Leben Deutschlands, um das Leben eines Volkes; wenig hat daneben die Zerstörung von Kunstwerken zu bedeuten, wenn sie den notwendigen Streichen des Kampfes zum Opfer fallen. Auch wir Deutschen weinen der zerstörten Kunst eine Träne nach, und wir schützen sie, wo wir können; wir haben auch die Hoffnung, daß ein gesundes, helles Volk immer wieder neue Kunstwerke hervorbringt, die seiner Eigenart entsprechen.

Seute handelt es sich um das Leben, um den Bestand unseres Volkes. Vor dieser harten Tatsache muß alle kunstliebende Weichheit verstummen. Um so inniger wird sie sich in der Zukunft wieder äußern können.

Unsere so friedlich braven Landleute müssen als Wehrmänner in den uns aufgezwungenen Krieg von Heimat, Frau und Kind hinweg, sie müssen alles verlassen, woran ihre Liebe, ihr weiches Gemütsleben hängt; sie mußten ihr friedlich Herz mit Eisen umpanzern, sonst hätten sie den Schmerz nicht überwunden.

Wie kann man da ein großes Jammergeschrei um zerstörte Kunstwerke erheben, wo doch der Krieg Hunderttausende persönlich aufgebauter Lebenskunstwerke mit grausamer Gleichgültigkeit vernichtet?

Die finanzielle Kriegsrüstung des deutschen Volkes.

Von Geh. Justizrat Professor Dr. Jacob Rießer, Präsident des Hanfabundes.

Die deutsche Kriegsanleihe ist in einem Umfange gezeichnet worden, wie ihn die Optimistischsten Vorhersagungen nicht für möglich gehalten hatten. Es sind nicht nur die aufgelegten tausend Millionen (1 Milliarde) Mark Schatzanweisungen voll gezeichnet worden, sondern darüber hinaus die ohne Fixierung eines Betrages aufgelegte Reichsanleihe in Höhe von rund 3,5 Milliarden *M.* Es sind also im ganzen rund 4,5 Milliarden *M.* gezeichnet worden, wobei rein spekulative und Scheinzeichnungen (sogenannte Konzertzeichnungen) ausgeschlossen waren, da von vornherein (9. September ds. Js.) offiziös mitgeteilt wurde, daß „durch den Wegfall einer Limitierung erreicht werde, daß die Zeichner mit Wahrscheinlichkeit erwarten können, den von ihnen gezeichneten Betrag der Reichsanleihe voll zugeteilt zu erhalten“.

Erwägt man, daß in diesem Jahre auch der außerordentliche Wehrbeitrag von 1 Milliarde *M.* ausgeschrieben worden ist, auf welchen noch zwei Drittel der Einzahlungen zu leisten sind, so hat das deutsche Volk innerhalb eines Jahres rund 5,5 Milliarden *M.* freiwillig für die finanzielle Kriegsrüstung der Nation aufgebracht, während es überdies in den letzten Monaten noch viele Millionen für die Wüderung der durch den Krieg hervorgerufenen Schäden, so für die Kriegskreditkassen, das Rote Kreuz, die Fürsorge- und Wohltätigkeitsanstalten, die ostpreussischen Flüchtlinge usw., hingegeben hat.

Das Ergebnis der Zeichnungen wird noch bedeutungsvoller, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie in einem Augenblick erfolgt sind, wo Deutschlands Erwerbsstände, namentlich die auf den Export angewiesenen, durch den Krieg naturgemäß stark gelitten haben, wo fast überall die laufenden Einnahmen zurückgegangen oder fast ganz ausgeblieben sind, so daß jedenfalls vorläufig weite Kreise im wesentlichen von ihren Kapitalreserven leben, während zugleich Millionen der kräftigsten und unentbehrlichsten Faktoren des gewerblichen Lebens, Deutschlands wehrfähige Jugend, im Felde stehen.

Es kommt aber noch folgendes hinzu:

Aus jedem der nach dem Kriegsausbruch erschienenen Ausweise der Reichsbank (abgesehen natürlich von dem ersten) ging eine stets wachsende Vermehrung des Goldschatzes der Reichsbank hervor, was zeigt, daß der innere Verkehr die zuerst ängstlich zurückgehaltenen Goldvorräte in immer größerem Maße vertrauensvoll der Reichsbank überweisen hat, deren Noten auch jetzt noch eine erheblich höhere Deckung aufweisen, als sie gesetzlich erforderlich ist.

Den Banken und Sparkassen fließen in steigendem Umfange Depoziten und Einlagen zu. Der Bankdiskont hat während des Krieges niemals 6 Proz. überschritten, hat sich also auf einer Höhe gehalten, wie sie in Zeiten friedlicher Hochkonjunktur üblich ist, und ist somit selbst in den schwersten Tagen um 4 Proz. hinter dem damaligen englischen Diskont von 10 Proz. zurückgeblieben; das Wechseldiskontgeschäft in England aber wurde nur dadurch aufrechterhalten, daß die englische Regierung die Garantie der von der Bank von England zum Diskont angenommenen Wechsel übernommen hat.

Die deutschen Banken und Sparkassen, bei welcher letzteren bis zum Kriegsbeginn ein Sparkapital von etwa zwanzig Milliarden Mark angelamelt war, haben selbst in den kritischsten Zeiten alle ihnen obliegenden Auszahlungen geleistet. Dagegen wurde in Frankreich, wo die Bank von Frankreich seit dem Kriegsausbruch die Veröffentlichung von Vorschüssen bis jetzt überhaupt unterlassen hat, durch Verordnung vom 9. August dieses Jahres den Banken, Kredit- und Depositeninstituten (Sparkassen) für die Auszahlung der 250 Fr. übersteigenden Depoziten und Kreditsalden aus Kontokorrenten eine dreißigtägige Frist (ab 1. August 1914) gewährt. Im übrigen sollten die Depoziten oder sonstigen Gläubiger grundsätzlich (mit geringen Ausnahmen) nur 5 Proz. ihrer den Betrag von 250 Fr. übersteigenden Guthaben verlangen können. Bekannt ist auch, daß ein großer Teil der Einzahlungen auf die letzte nicht sehr erhebliche französische Kriegsanleihe nicht geleistet wurde, daß also diese Kriegsanleihe nicht voll placiert worden ist, und daß die größte französische Kreditbank, der Crédit Lyonnais, die Teildividende für das erste Semester 1914 nicht bezahlt hat.

In England, dessen Einfuhr im August um 21 Proz. und dessen Ausfuhr im nämlichen Monat sogar um 37 Proz. gegen den gleichen Monat des Vorjahres zurückgegangen ist, blieben die Banken nach Kriegsausbruch vier Tage über den Bankfeiertag hinaus überhaupt geschlossen; die Clearinghouse-Umsätze gingen noch in der Zeit vom 17. bis 24. September ein Minus von 71 Mill. Pfd. St., in der Zeit aber vom 27. August bis 3. September ein Minus von 169 Mill. Pfd. St. gegen das Vorjahr.

Endlich sind in Deutschland die gewerblichen Kreise nicht durch ein Moratorium gestützt worden, während selbst England, wie alle mit Deutschland kriegführenden Staaten, sofort nach Kriegsausbruch ein Moratorium erlassen und seitdem wieder verlängert hat.

Das Ergebnis der Zeichnungen auf die deutsche Kriegsanleihe, zu denen nicht nur große, sondern auch ungemein viel kleine Zeichner bis zu den Portiers, Dienstboten, Ausläufern usw. mit Beträgen bis zu 100 *M.* beigetragen haben, beweist also, trotz aller



Vom Kriegsschauplatz in Gallizien: In der zweiten Schlacht bei Zemborg am 10. September erstürmen die erbitterten Bosnaken die feindlichen Stellungen und nehmen die den Nahkampf mit der blanken Waffe fürchtenden Russen mit den Händen gefangen. Nach Schilderungen von Augenzeugen gezeichnet vom Sondergelehrten der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Richard Wyman.



Osterreichisch-ungarische Pioniere beim Brückenbau.
(Phot. Perscheid, Wien.)

gegnerischen Verdrehungen, unwiderleglich die gewaltige wirtschaftliche und finanzielle Kraft des deutschen Volkes, das durch seine Zeichnungen, also durch die Tat, hat bekunden wollen und bekundet hat, daß es sich mit dem Geschehe und der Zukunft des Vaterlandes identifiziert.

Das Zeichnungsergebnis führt aber auch zugleich der Welt vor Augen, daß die Hoffnungen der Feinde Deutschlands, es wirtschaftlich oder finanziell auszuhungern, völlig auf Sand gebaut sind.

Kriegschronik.

23. September 1914. (Fortsetzung von S. 500.)

Nachrichten vom Balkankriegsschauplatz lassen erkennen, daß nunmehr die beherrschenden Höhen westlich Krapanj (Jagodajah, Biljeg, Crni, Brh), um welche tagelang erbittert gekämpft wurde, in den Händen des österreichisch-ungarischen Heeres sind, und daß hier der Widerstand der Serben gebrochen wurde. Des weiteren bemerkt der österreichisch-ungarische Generalstab hierzu: „Daß es während dieser Kämpfe des Gros unserer Balkanfrontkräfte einzelnen serbischen oder montenegrinischen Banden gelungen konnte, in jene Gebiete vorzudringen, wo nur wenige Gendarmen und die unumgänglich nötigen Sicherheitsbesatzungen zurückgeblieben sind, kann bei dem Charakter des Landes niemanden überraschen.“

24. September 1914.

Über die Heldentat des „U 9“ wird ergänzend berichtet, daß die Besatzung der drei Kreuzer insgesamt 2734 Mann betrug; davon sind 700 Mann gerettet

worden. Auf Befehl der holländischen Behörden werden die Geretteten während des Krieges in Holland zurückgehalten werden. Die Verluste, die die deutsche Flotte den Engländern bisher beigebracht hat, sind bereits sehr erheblich. Nach den offiziellen Mitteilungen des englischen Generalstabes dürften als verloren gelten: die drei Panzerkreuzer „Aboukir“, „Cressy“ und „Hogue“, der auch von einem Unterseeboot vernichtete Kreuzer „Rathfink“, der von der „Königsberg“ aufgesammelt wurde, „Regulus“, der auf eine Mine gestoßene „Amphion“, der Torpedobootzerstörer „Speedy“, der von einem holländischen Schiffe gerammte „Bullfinch“, der Hilfskreuzer „Oceanic“, der „Aufsicht“ und zwei Unterseeboote. Da die Engländer darüber hinaus noch mehr Verluste haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Der Schaden, den der Kreuzer „Emden“ der Handelschiffahrt des Bengalischen Meeresbusens zugefügt hat, wird in Kalkutta auf 18 Mill. £ beziffert. Inzwischen erschien der Kreuzer „Emden“ vor Madras und schloß zwei Ölbehälter in Brand, worauf es ihm gelang, unbeschadet zu entkommen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz sind heute im allgemeinen keine wesentlichen Ereignisse eingetreten. Einzelne Teilkämpfe waren den deutschen Waffen günstig. Aus Belgien und vom östlichen Kriegsschauplatz ist nichts Neues zu melden. Auch auf dem galizischen Kriegsschauplatz herrscht seit einigen Tagen Ruhe. Die österreichisch-ungarischen Truppen sind nach amtlicher Versicherung trotz des ungünstigen Wetters in vorzüglicher Verfassung.

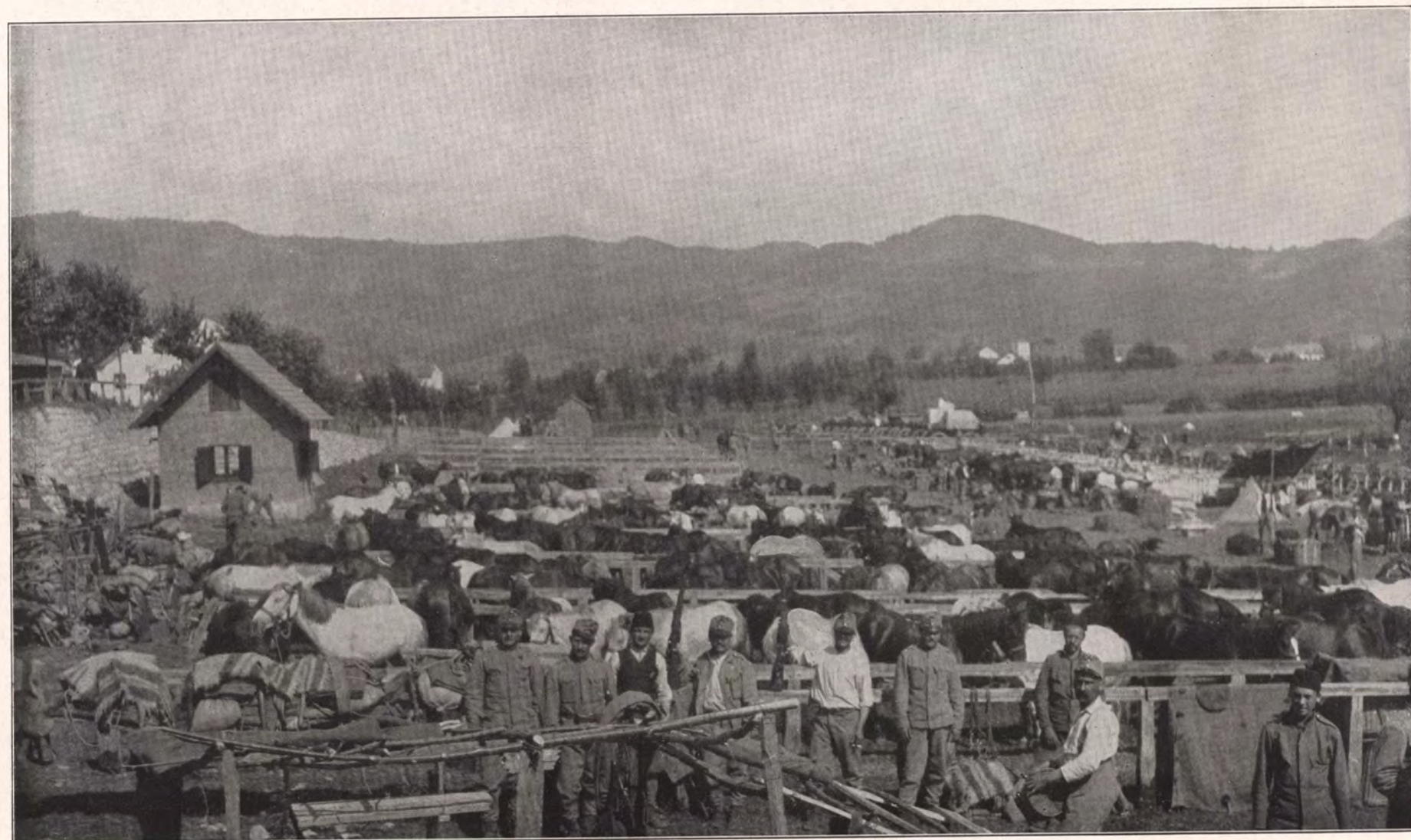
25. September 1914.

Aus dem Großen Hauptquartier wird gemeldet: „Der Fortgang der Operationen auf unserem äußersten rechten Flügel hat zu

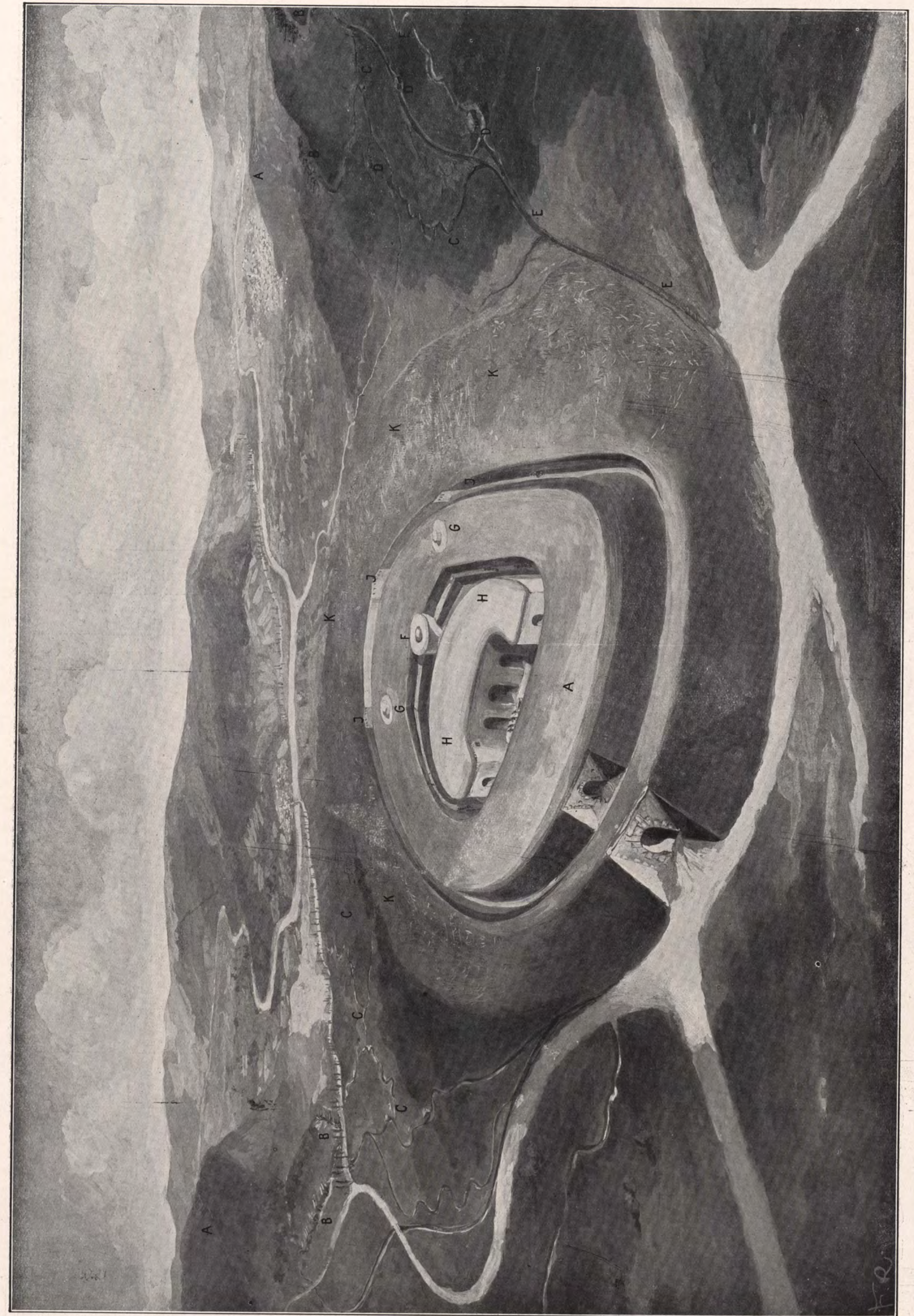


Osterreichische Mänen-Vorhut während einer Rast an der russischen Grenze.
(Phot. Allopot Gef. m. d. G., Wien.)

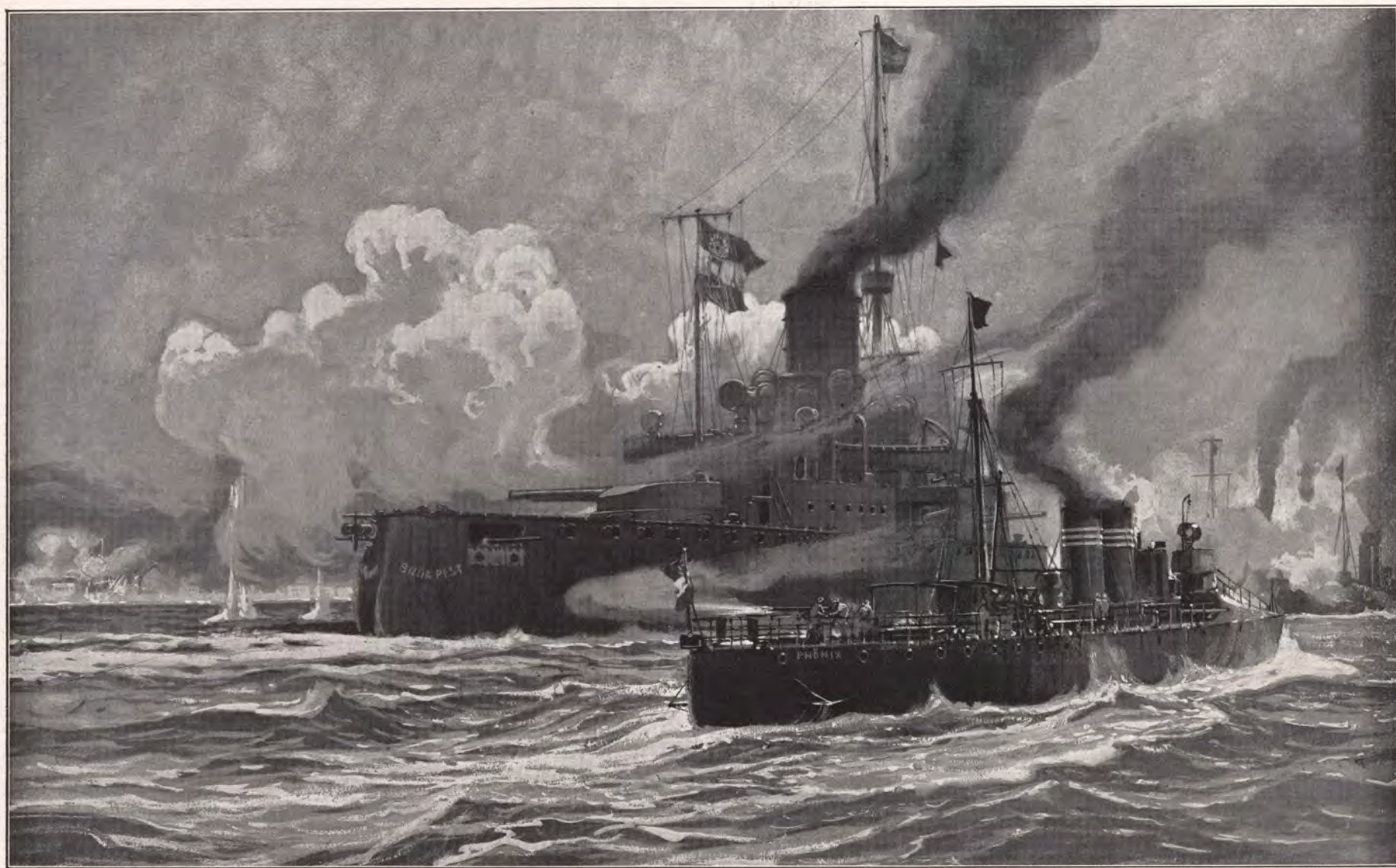
neuen Kämpfen geführt, in denen eine Entscheidung bisher nicht gefallen ist. In der Mitte der Schlachtfrent ist heute, abgesehen von einzelnen Vorstößen beider Parteien, nichts geschehen. Als erstes Sperrfort südlich Verdun ist heute Camps des Romains bei St. Mihiel gefallen. Das bantische Regiment von der Tann hat auf dem Fort die deutsche Fahne gehißt. Unsere Truppen haben dort die Maas überschritten. Im übrigen ist weder im Westen noch im Osten irgendwelche Veränderung zu verzeichnen.“ Die Einnahme des französischen Sperrforts Camp des Romains ist von außerordentlicher Bedeutung.



Ein Lager der österreichisch-ungarischen Truppen in Doboi (Bosnien). (Phot. Allopot Gef. m. d. G., Wien.)



Zu dem Befestigungskrieg an der Westgrenze: Moderne Befestigungsanlagen; Fortlinien mit Zwischenwert, aus der Vogelschau gesehen. A. Fortlinie mit Zwischenwert. B. Verteidigungsbatterien. C. Infanteriestellungen. D. Unterflände. E. Feldbefestigungen und andere Verbindungen. F. Eingebauter Panzerturm. G. Panzerturm, bzw. gepanzerter Beobachtungsstand. H. Kriegskaserne. I. Grabenfort. K. Grabenlinie.



Die österreichisch-ungarische Flotte in Tätigkeit: Die Beschließung des montenegrinischen Hafens von Antivari durch eine österreichisch-ungarische Flotten-division am 18. September. Nach Angaben von Augenzeugen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alex Kircher.

Die Beschließung von Antivari war infolgedessen von Bedeutung, als sie den Beweis dafür lieferte, daß die Behauptung der feindlichen Presse, die Blockade der montenegrinischen Küste durch die österreichisch-ungarische Flotte sei durch das Vorgehen des französischen Geschwaders aufgehoben, in das Reich der Fabel gehört.

Ende des reaktionären Zeils.

Stark bis ins Mark



Eine gesunde Volksernährung, zu der Kakao und Schokolade in hohem Maße beitragen, hat das deutsche Volk stark und wehrhaft gemacht, sodaß es eine Welt von Feinden siegreich niederwerfen kann. Für Feldpost ver-
sandfertig: Hartwig & Vogel's Zell-Schoko-
lade, Bittere Schokolade, Überfettete Schok.
Pak. M. —.80 Pak. M. 1.50 Pak. M. 1.50

Hartwig & Vogel A. G.



Die neuesten Mauser
Selbstlade-Taschenpistolen

einfach, handlich, grüßt im Schuss,
nach Einführen des Magazins schussbereit,
nach Entfernen des Magazins gesichert.

Zu beziehen durch jede Waffenhandlung — Ausführl. Beschreibung kostenlos
Waffenfabrik Mauser Aktiengesellschaft
Oberndorf a. N. (Wtbg.)

Kaliber 7,65 mm (8 Schuß)
vom Spätherbst 1914 ab lieferbar

Kaliber 6,35 mm (9 Schuß)

Extraktreiche und wohlbekömmliche **Likör-Essenzen** mit Rezepten
1 Dutz. Flaschen sortiert für 12 Liter ausreichend Mk. 2,75 franko.
Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Ideal „Zett“ Zahnbürste

Millionen im Gebrauch
Man achte auf die Schutzmarke „Schwan“
und das geschützte Wort „Zett“

Unbedingte Haltbarkeit!

Bürstenfabrik Erlangen A.G. vorm. Emil Kränzlein

Rönisch Flügel Pianos Weltberühmtes Fabrikat
CARL RÖNISCH Hof-Piano-Fabrik DRESDEN

Allgemeine Notizen.

Schulwesen. Der Unterrichtsbetrieb an der Herzoglichen Technischen Hochschule zu Braunschweig wird während des kommenden Wintersemesters ohne wesentliche Einschränkung aufrecht erhalten. Die Vorlesungen der eingetragenen Professoren werden ausnahmsweise von anderen Professoren übernommen.

Die Ingenieur-Akademie zu Wismar a. d. Ostsee teilt mit, daß die Vorträge und Übungen des Wintersemesters 1914/15 am 26. Oktober 1914 beginnen und daß dieses Semester starke Frequenz aufzuweisen haben dürfte, da die Studierenden ein Interesse daran haben, wegen der in Technik und Industrie über kurz oder lang mit ziemlicher Sicherheit zu erwartenden guten Zeit ihre Studien erfolgreich und bald zu beendigen. Bezüglich der Aufnahmebedingungen wird berichtet, daß auch ehemalige Fachschüler ihre Studien an der Ingenieur-Akademie zu Wismar wünschensgemäß fortsetzen können.

Die **Kriegsanleihe** hat bekanntlich einen über alles Erwarteten glänzenden Erfolg gehabt. Das Endergebnis ist folgendes. Es sind gezeichnet worden 1,339,727,600 Mark Reichsschatkassenscheine, 1,198,987,700 Mark Reichsanleihe mit Schuldbeitragsantrag und 1,922,013,600 Mark ohne Schuldbeitragsantrag, zusammen 4,460,728,900 Mark.

Die **Not in Ostpreußen.** Weiße Strecken unserer gelegenen ostpreussischen Flächen sind vorübergehend vom Feinde besetzt und fast überall barbarisch verwüstet worden. Viele unserer Landsleute sind grausam hingemordet, wer das nackte Leben gerettet hat, ist zum Teil an den Bettelstab gebracht. Namenloses Leid ist so über Tausende von Familien gebracht worden. Es fehlt an allem. Es müssen Nahrungsmittel und Bekleidungsgegenstände für die kältere Jahreszeit beschafft und wenigstens notwendige Unterlufträume geschaffen werden, da zahllose Geflüchte niedergeknircht sind. Ebenso bedarf es der Anschaffung von Pferden, Vieh und Saatgetreide. Es sind sehr bedeutende Geldmittel erforderlich, die die Behörden allein beim besten Willen nicht aufzubringen vermögen. Raht uns daher dieses große Leid als eigenes

empfinden! Helft unseren armen von Haus und Hof vertriebenen ostpreussischen Landsleuten! Spende ein jeder freudig nach seinen Kräften; jede, auch die kleinste Gabe ist willkommen. Ganz Deutschland wird sicherlich das Sammelwerk freudig unterstützen. Geht doch durch diese für unser teures Vaterland schwere, aber auch so große, gewaltige Zeit nur der eine Gedanke: Einer für Alle und Alle für Einen! Gaben wolle man an Herrn Oberbürgermeister Dr. Körte in Königsberg i. Pr. oder an das Bürgermeisteramt der Feile Löhren gelangen lassen.

Unseren **Soldaten im Felde sowie den Kriegspatienten** soll nach dem Beispiel anderer fester Quellen-Direktionen auch die Anwendung des Wiesbadener Kochbrunnens kostenlos zugänglich gemacht werden. All den vielen, denen die Anwendung des natürlichen Wiesbadener Kochbrunnens-Quellwassers bei ihren Katarren der Atmungs- und Verdauungsorgane usw. ein Bedürfnis geworden ist, erhalten dieses Naturprodukt in einer Anzahl kleiner handlicher Packungen für je eine Portion bereitwillig direkt zugestellt. Die Verwendung erfolgt nur vom Brunnen-Kontor in Wiesbaden aus, dem die Adressen der Empfänger aufgegeben sind.

Für die **verwundeten und kranken Krieger** hat der Rittmeister d. V. a. D. v. W. L. f. i. n. g., der Inhaber der Sanatorienwerke Bauer & Co., der Heeresverwaltung und dem Roten Kreuz für 160 000 Mark Sanatorien als Kräftigungsmittel zur Verfügung gestellt.

Kauft Blumen! Tausende von Gärtnern, Ehemänner oder Söhne, sind mit ausgegogen zur Verteidigung unseres Vaterlandes, und viele Gärtnersfrauen stehen vor der schweren Aufgabe, ohne oder nur mit geringen Hilfskräften das Geschäft allein weiter zu betreiben. Wenn die Gärtnereiprodukte keinen genügenden Absatz finden, so steht dem Gartenbau ein hartes Los bevor. Der Verband der Handelsgärtner Deutschlands in Berlin-Neudöhlen hat zwar schon 10 000 Mk. bereitgestellt und wird auch noch mehr flecken zur Unterstützung unserer alleinlebenden Gärtnersfrauen, doch genügt dies allein nicht. Der Blumen-Verkauf ist die Hauptsache. Man schränke ihn ohne Not nicht ein, schenke unseren

Soldaten, den Lazaretten und überall da Blumen, wo solche nur irgendwie angebracht sind. In dieser schweren Zeit muß und kann auch jeder helfen.

Gegen die **Auswüchse der Pariser Mode** kämpft mit wachsendem Erfolge schon seit einer Reihe von Jahren die im Verlag der Thalgia Paul Garmes G. m. b. H. in Leipzig-Go. erscheinende Zeitschrift für Lebensreform und Frauenkultur „Thalgia“. Der gegenwärtige Krieg wird ihr Helfer im Streite sein und vernünftiger deutscher Frauenkleidung und deutscher Arbeit zum endlichen Siege verhelfen. Die „Thalgia“ brachte schon vor fünf Jahren u. a. folgende Verse:

Wästen wohl in unsern Tagen
Deutsche Frauen ferner tragen
Noch die Moden aus Paris?
Auf, entsetzt dem fremden Tand,
Weil sie aus dem deutschen Lande,
Gente und für alle Zeit!
Nicht mit Schignon und mit Röcken,
Nietenpuffen, falschen Wästen,
Sulhen a la Eugénie,
Schnitten keine fremde Ware,
Geben auch noch eigene Haare,
Blond und schwarz und dunkelbraun!
Nicht mit Bandes und mit Wäbern,
Mit Füllchen und Gewändern
Sonn Pariser Kornwall,
Nicht mit den fremden Dingen,
Deren Namen lodend klingen,
Weil sie kommen von Paris!

Die **hygienisch vollwertigen Wäsche** dürfte ohne Zweifel die seit annähernd dreißig Jahren unter den verschiedensten Verhältnissen erprobte weltberühmte Dr. Rahmann-Wäsche sein. Der Träger dieser Wäsche fühlt sich stets neu belebt, widerstandsfähig und leistungsfähig. Was dies in der gegenwärtigen rauhen Jahreszeit besonders für unsere wackeren Truppen im Felde zu bedeuten hat, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Ein Spezialdepot und Versand der allein echten Dr. Rahmann-Wäsche ist das der bestbekannten Firma Johannes Jaenicke, Christliches Verlagshaus, Schoenau a. Rhodach 65 im Riesengebirge. Man verlange von dort Original-Preisliste.

Kufek

Seit Jahrzehnten bei allen Verdauungsstörungen bewährte Nahrung für Erwachsene und Kinder.

Prof. Junkers
Gas-Bade-Ofen

gibt jederzeit sofort das gewünschte Bad. Bequem, praktisch, billig, sparsam u. zuverlässig im Betrieb. Außerdem Einzelapparate und Zentral-Anlagen für warmes, heißes u. kochendes Wasser in Hauswirtschaft, Beruf, Gewerbe, Industrie etc. Seit Jahren in allen Kulturstaaten eingeführt u. bestens bewährt. D. R. P., D. R. G. M., Auslands-Pat. Auskünfte und illustrierte Broschüren kostenlos von Junkers & Co. Dessau 6.

Bierbrauerei

Hilfsbüchlein für Praktiker und Studierende. Von M. Krandauer. 2. Aufl. Mit 42 Abb. Mk. 4.-. Inhalt: Rohmaterialien, Malzbereitung, Brauprozess, Gärung, Das fertige Bier, Fehler und Krankheiten des Bieres. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzstraße 1-7.

Rein's Durchschreibebücher.
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.

DIE JUNGE FRAU.

Betrachtungen u. Gedanken über Schwangerschaft, Geburt u. Wochenbett. Von Dr. WILHELM HUBER in Leipzig. Zweite, ergänzte und erweiterte Auflage. In elegantem Geschenkeinband mit Kopfgoldschnitt 4 Mark. VERLAG VON J. J. WEBER, ILLUSTRIRTE ZEITUNG IN LEIPZIG 26.

CHAMPAGNER VIX-BARA

Filiale: SCHILTIGHEIM-Strassburg 1/4 Els. Centrale: AVIZE (Champagne).
In Deutschland auf Flaschen gefüllt. In Frankreich auf Flaschen gefüllt.

Hohe Verzinsung

bei absolut sicherer Kapitalanlage erzielt man durch Kauf einer Rente bei der seit 1852 bestehenden **Teutonia** Versicherungsgesellschaft in Leipzig

Vermögen Ende 1913 137 Millionen Mark.
Die lebenslängliche Jahresrente beträgt z. B. für einen 65jährigen Herrn 10,95 % für einen 75jährigen 16,45 % der Einlage.
Sofort beginnende Renten mit Kapitalrückgewinn im Todesfall! Prospekte kostenfrei.

Stets frisch
bleiben
Obst-Fleisch
Gemüse
in
Weck

Konfervengläsern
Preisliste franko
J. Weck GmbH
Cottbus 30 Baden

Echte Briefmarken billigst.

Preisliste gratis: F. B. Keller, Steglitz bei Berlin.

Der gute Ton und die feine Sitte.

Von E. v. Adolph-Balmain, 5. Aufl. Preis 2 Mk. J. J. Weber, Leipzig 26.

Für Feinschmecker
Lebeck's
CHOCOLADE CACAO
Marke Dreiring.
Firma gegründet 1838.

Strümpfe u. Trikotagen.

Versand direkt an Private. Günst. Bezugsquelle bei Aussteuer-, Strümpfe u. Socken in Wolle, Baumwolle, Flor u. Seide. Ersatzstrümpfe. Gottfr. Schröder, Zeulenroda 14. Bitte Preisliste zu verlangen.

Körperpflege
durch Wasser, Luft und Sport.
Eine Anleitung zur Lebenskunst von Dr. Julian Marcuse.
Mit 121 Abbildungen. In illustriertem Rohleinenband 6 Mark. Ausführliche Prospekte stehen unentgeltlich zur Verfügung.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

KALODONT**beste
ZAHN-CRÈME**

Illustrierte Weltkriegschronik

der Leipziger Illustrierten Zeitung 1914

mit zahlreichen schwarzen und bunten Abbildungen nach Photographien sowie Gemälden
und Originalzeichnungen namhafter Künstler, mit Karten und Plänen.

Der Weltkrieg ist entbrannt! Russischer Übermut, britischer Reiz, französischer Haß haben unserem Volke den Riesenkampf aufgezwungen, und die Zahl unserer Feinde ist immer größer geworden. Deutschland und Österreich, die beiden verbündeten Reiche, kämpfen nicht nur für ihre nationale Ehre, sie ringen um ihre gesamte Existenz. Denn nicht auf unsere Demütigung kommt es an, sondern auf unsere völlige Vernichtung ist es abgesehen. Aber glückverheißende Zeiten deuten darauf hin, daß es unseren Feinden nicht gelingen wird und daß Gott unserer gerechten Sache den endgültigen Sieg verleiht. In einmütiger, flammender Begeisterung hat sich das deutsche Volk erhoben, den ruchlosen Angriff zurückzuweisen. Österreichs Völker haben den alten Hader vergessen und stehen wie ein Mann um den Thron ihres greisen Monarchen. Und die Schläge, die bisher gefallen sind auf den blutigen Schlachtfeldern im Westen und Osten, waren Siege. So mag denn das furchtbarste Jahr der deutschen Geschichte zugleich ihr größtes und glorreichstes werden.

Wie 1870/71 gibt auch jetzt der Verlag von J. J. Weber unter teilweiser Benutzung des Bildermaterials der Leipziger Illustrierten Zeitung eine illustrierte Chronik in der bei ihm gewohnten hervorragenden Ausstattung heraus. Diese Weltkriegschronik wird aber auch zahlreiche in der Illustrierten Zeitung nicht enthaltene Abbildungen und vor allem einen besonderen einheitlichen Text erhalten, für dessen Abfassung der namhafte Schriftsteller Paul Schreckenbach besonders befähigt, die inneren Zusammenhänge der Ereignisse sowie der Vorgeschichte hervorzuheben wie überhaupt ein Werk von geschichtlichem und dauerndem Werte zu schaffen, dem ein Ehrenplatz in jedem deutschen Hause eingeräumt werden muß.

Wer die große Zeit durchlebt, wird in späteren Jahren immer wieder gern diese Kriegschronik durchblättern, denn die Erinnerung an diese Tage wird in Aller Herzen unauslöschlich haften. Den Kindern und Enkeln des jetzigen Geschlechtes aber soll sie lebendig vor Augen führen, wie unser Volk kämpfen und bluten mußte, um eine große Stellung in der Welt zu behaupten.

Das Werk erscheint in 20 Lieferungen im Format 23×33 cm zum Preise von 60 Pfg. für jede Lieferung. Die Lieferungen erscheinen in kurzen, etwa zwei- bis dreiwöchentlichen Abständen, je nach dem Vorliegen zuverlässiger Berichte und Unterlagen. Bestellungen werden durch jede Buchhandlung angenommen.

Die Lieferungen 1 und 2 sind erschienen.

J. J. Weber (Illustrierte Zeitung), Leipzig 26.